Erklärung.

Herr Dr. Rudolf Tischner hat die Schriftleitung der Zeitschrift „Der Okkultismus" (Verlag Gustav Wittler, Bielefeld) übernommen und ist deswegen aus unserer Redaktion ausgeschieden. Wir erhoffen von diesem Wechsel einen Gewinn an Beziehungen, denn beide Organe gedenken gute Kameradschaft zu halten und einander durch Mitarbeit zu fördern.

An Stelle des Herrn Dr. Tischner ist Herr Graf Perovsky-Petrovo-Solovovo, Brüssel, in unser Redaktionskollegium eingetreten.

Unser Programm der Parteilosigkeit erleidet durch den Personenwechsel keine Änderung. Daß bisher mehr Gegner als Anhänger des Okkultismus in unserem Blatte das Wort ergriffen haben, beruht auf Umständen, auf die wir keinen Einfluß haben.

Die Schriftleitung.

Der „Hellseher" Ludwig Kahn und seine Untersucher.

Von Geheimem Sanitätsrat Dr. *Albert Moll.*

In den letzten Jahren vor dem Kriege veranlaßte in Süddeutschland ein Mann namens Ludwig Kahn durch angebliches Hellsehen eine gewisse Erregung. Durch den Freiburger Universitätsprofessor Max Schottelius wurde der Fall allgemeiner bekannt. Von ihm erschienen mehrere Veröffentlichungen, eine in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift Kosmos, Dezember 1913. Schottelius teilte dort zunächst einiges über die Persönlichkeit Kahns mit; wenn er auch den Namen nicht nannte und einen falschen Anfangsbuchstaben angab, so kann es sich doch nur um Ludwig Kahn gehandelt haben. Dieser war 1913 etwa 40 Jahre alt und hatte eine recht bewegte Vergangenheit hinter sich. Als Dreijähriger habe er eine auffallende Begabung für Rechnen gezeigt; er konnte damals schon mit fünfstelligen Zahlen im Kopfe arbeiten. Er wanderte bald nach Amerika aus; dort soll er seine Gabe als Gedankenleser entdeckt und damit viel Geld verdient haben. Im September 1912 ist Kahn nach Deutschland zurückgekommen und wohnte eine Zeitlang in Freiburg i. Br. Dort wurde er von Schottelius untersucht. Die Visitenkarte Kahns lautete: „Professeur Akldar, Paris, London, New York".

Einen von ihm vorgenommenen Versuch beschreibt Schottelius in folgender Weise: „In meinem Arbeitszimmer befand ich mich mit K.[1]) allein. Er beauftragte mich, drei Zettel — ich teilte ein Oktavblatt Schreibpapier in vier Teile und benutzte davon drei — mit irgend welchen Sätzen oder Zahlen in seiner Abwesenheit zu beschreiben, die Zettel vielfach fest zusammenzufalten, in die geschlossene Hand zu nehmen und ihn dann wieder in das Zimmer zu rufen.“ Schottelius führte Kahn hinaus, ging in sein Zimmer zurück, verschloß die Doppeltüren und überzeugte sich, daß auch alle anderen Türen fest geschlossen waren. Dann schrieb er folgende drei Notizen nieder:

1. Trüb' nie den Brunnen, der dich tränkte. Wirf keinen Stein herein.
2. 15. November 1849.
3. Afar ata weel afar teschub.

Er faltete dann die Zettel achtfach zusammen, nahm zwei in seine linke, einen in seine rechte geschlossene Hand, und nun rief er K. hinein, nachdem er sich überzeugt hatte, daß dieser noch neben der Personenwage stand, die sich in dem anderen Zimmer befand, und an die er ihn herangeführt hatte. „K. schloß die Tür hinter sich und trat neben meinen Schreibtisch, an dem ich mit den Zetteln in den geschlossenen Fäusten Platz genommen hatte. K. sagte mir dann, ich möge einen der drei Zettel irgendwo im Zimmer hinlegen und nur einen in jeder Hand behalten, damit er mir jeden Zettel für sich vorlesen könnte.“ Schottelius legte darauf einen der beiden in der linken Faust befindlichen Zettel — ohne die rechte Hand zu öffnen — abgekehrt von K unter die Schreibunterlage seines Tisches. K. fragte ihn, welchen Zettel er zuerst lesen solle, den in der rechten Hand, den in der linken oder den unter der Unterlage. „Ich selbst wußte nicht, welches der Inhalt des rechten, des linken und des dritten Zettels war, da ich sie alle ganz gleich zusammengefaltet und geschlossen in die Hände genommen hatte.“ Schottelius verlangte jetzt, daß der Zettel, den er in der rechten Faust halte, verlesen würde, und er zeigte ihm die geschlossene rechte Faust. K. stand etwa anderthalb Meter rechts von Schottelius neben dessen Schreibtisch. Er sah nicht auf die geschlossene rechte Faust des Schottelius, sondern starrte schräg nach oben ins Leere. Er nahm einen Bleistift von Schottelius' Schreibtisch und kritzelte damit auf das Papier eines Notizblockes zitternde Striche und Punkte. „Nach kaum einer Minute sprach K.: ‚Trüb ein — — —.‘ ‚Nein,‘ sagte ich, ‚der erste Buchstabe des Wortes ist ein n, der letzte Buchstabe des Wortes ist ein e.‘ — ‚Ach so, ja,‘ antwortete K., und las schlank den etwas undeutlich mit deutschen Lettern geschriebenen Talmudvers vor, den ich in zwei[2]) Wortreihen in kleiner Schrift auf dem vielfach zusammengefalteten Zettel in der rechten Faust hielt.“

[1]) Ich setze statt des von Schottelius gebrauchten unrichtigen Anfangsbuchstabens H. den richtigen, K.

[2]) Das ist falsch; es waren drei Wortreihen.

Schottelius war, wie er beschreibt, erschrocken, eine Art Gänsehaut lief ihm über den Rücken. Den Inhalt der beiden anderen Zettel las K. nach dem Bericht von Schottelius ebenso sicher und fehlerfrei.

Ueber Kahn wurden dann noch weitere ähnliche Mitteilungen gebracht; unter anderen suchte Robert Meyer aus Berlin ihn auf. Robert Meyer[1]) hob den Mut von Schottelius hervor. Er kam zu einem nicht ungünstigen Urteil über K. Er hatte mit ihm an vier Tagen Unterredungen. Zunächst ergab sich, daß K. selbst gar nicht an sein Hellsehen glaubte. Die Annahme der Beobachter, sie hätten die Zettel so vertauscht, daß sie sie angeblich nicht kannten, sei falsch, sie hätten sie unbewußt doch gekannt, sagte Kahn. Robert Meyer kam zunächst zu dem Ergebnis, daß vielleicht Kahn wohl ein Gedankenleser in der Art Cumberlands sei, der durch Mienen und andere unwillkürliche und unbewußte Zeichen des Experimentators den Inhalt der Zettel erfuhr.

Robert Meyer hat später[2]) diese Vermutung korrigiert. Hatte er früher schon das Hellsehen nicht angenommen, auch nicht einmal eine Telepathie, sondern eine unbewußte Zeichengebung, so kam er durch Beobachtung eines ähnlichen Hellsehers, des „Professor“ Reese[3]) aus New York, zu einem anderen Ergebnis. Auch Reese arbeitete mit mehreren Zetteln. Meyer kam zu dem Ergebnis, daß Reese die Zettel vertauschte und einen substituierte. Unabhängig von Robert Meyer hat später B. Birnbaum[4]) in zwei Sitzungen Beobachtungen bei Reese gemacht, und er hat einwandfrei das Vertauschen des Zettels in der zweiten Sitzung festgestellt. Birnbaum hat am 9. Februar 1924 einen Vortrag in der von mir geleiteten Psychologischen Gesellschaft über den Fall Reese gehalten. Er war unabhängig von Meyer, dessen Arbeit er damals noch nicht kannte, zu dem gleichen Ergebnis wie dieser gekommen. Wenn man vier Zettel hat und Reese anscheinend den Inhalt des ersten zusammengefalteten Zettels mitteilt, sagt er in Wirklichkeit den Inhalt eines anderen Zettels, den er im Augenblick der Berührung gegen einen mitgebrachten vertauscht und dadurch herauseskamotiert hatte. Wenn er jetzt scheinbar den zweiten Zettel mitteilt, so sagt er das, was auf dem ersten Zettel stand, den er, da die Aufmerksamkeit der anderen nicht auf ihn gelenkt ist, entfaltet hatte. Wenn er den dritten Zettel angeblich las, nannte er das, was er nun auf dem zweiten Zettel gesehen hatte usw. Daß Reese mit diesem Trick arbeitete, kann als ganz sicher gelten.

Robert Meyer hatte nun weiter die Frage geprüft, ob es sich nicht auch bei Ludwig Kahn um ein gleiches handelte, und er weist zunächst auf gewisse Gleichmäßigkeiten, auch in den äußeren Lebens-

[1]) Berliner Klinische Wochenschrift 1914, Nr. 23.

[2]) Berliner Klinische Wochenschrift 1914, Nr. 32.

[3]) Reese heißt in Wirklichkeit Riese und ist kein amerikanischer Professor, sondern ein Kaufmann, der aus Pudewitz in der früheren Provinz Posen stammt.

[4]) Vergleiche den Bericht in der Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie. Stuttgart 1924, VIII. Bd., 5./6. Heft, S. 368 ff.

umständen, von Reese und Kahn hin. Beide waren in früher Jugend nach ihren Angaben nach Amerika geschickt, beide lebten in New York, und Kahn hätte auch den Trick in Amerika erlernt[1]). Robert Meyer teilte noch weiteres aus der Vergangenheit Kahns mit und kam zu dem Ergebnis, daß es sich auch bei Kahn um Vertauschung von Zetteln handle. Er schloß die zweite Arbeit mit den Worten: „Der Fall Reese und der Fall Kahn hören somit auf, die Wissenschaft anzugehen; es gibt dafür nur ein kriminalistisches Forum."

Schon vor einiger Zeit las man, daß Kahn großes Aufsehen in Paris bewirke, den ersten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, u. a. Poincaré, Loucheur, die Gabe seines Hellsehens gezeigt hätte und von Okkultisten untersucht würde. Den Bericht dieser Untersuchungen bringt Eugène Osty in zwei Heften der Revue Métapsychique, und zwar vom März/April und Mai/Juni 1925[2]).

Die meisten Untersuchungen, über die Osty berichtet, fanden nicht, wie die von Schottelius, unter vier Augen statt, sondern es waren mehrere Personen zugegen. Die Sitzungen fanden am 4. Februar, 7. Februar, 21. Februar, 10. März und 23. März 1925 statt.

Nehmen wir als Beispiel etwa den folgenden Versuch vom 3. März: Leiter der Sitzung ist Richet. Als Beobachter nehmen teil: Berthelot, Ferrié, Richet Vater, Richet Sohn, Lassablière, Ripert, Frau Le Ber und Osty.

Experimentatoren sind Berthelot und Frau Le Ber.

Kahn fordert sie auf, sie möchten jeder auf zwei Zettel schreiben.

Berthelot und Frau Le Ber bleiben allein in Richets Arbeitszimmer, Kahn und die anderen gehen in den daneben liegenden Salon, der durch eine Doppeltür von dem Arbeitszimmer getrennt ist.

---

[1]) Die Gleichartigkeit in den Lebensschicksalen von Reese und Kahn wird zum Teil auch dadurch erklärbar, daß sich tatsächlich beide gut kannten. Bei einer gerichtlichen Vernehmung hat der am 21. Juni 1873 in Offenburg geborene Kahn folgendes angegeben: „Ich besuchte in Offenburg die höhere Bürgerschule bis zu meinem 14. Lebensjahre, dann ging ich 1888 nach Amerika zu meinem Schwager, Kaufmann Schott in Mississippi. Nachdem ich in seinem Geschäft die englische Sprache erlernt und etwa 3 Monate bei ihm gearbeitet hatte, war ich etwa 6 Monate in Memphis in einem Geschäft angestellt. Während meines Aufenthalts in Memphis lernte ich einen Professor Rees kennen, der als Gedankenleser tätig war, und wurde durch den Verkehr mit ihm darauf gebracht, mich ebenfalls mit derartigem zu befassen. Ich war eine Zeitlang sein Gehilfe, machte mich aber schon im Alter von 16—17 Jahren (1888/1890) selbständig."

[2]) Eine Übersetzung dieser Arbeit durch Tischner findet sich in den Psychischen Studien, Oktober und November 1925. Diese von Sünner herausgegebene Zeitschrift enthielt im März 1924 ein Artikelchen von Sünner, in dem es u. a. heißt, daß Ludwig Kahn ein „amerikanischer Humbugprofessor" sei und eine übelberüchtigte Existenz. Er sei, ebenso wie Reese, schon von Robert Meyer als Spielernatur abgetan worden, und zwar mit dem Schlußsatz: „Der Fall Reese und der Fall Kahn hören somit auf, die Wissenschaft anzugehen; es gibt dafür nur ein kriminalistisches Forum".

Kahn nimmt an der Unterhaltung im Salon teil und spricht fast dauernd.

Berthelot schreibt unterdessen auf zwei Stücke von Papier, das er mitgebracht hat, und Frau Le Ber auf zwei Stücke von Papier, die von dem Arbeitstische Richets stammen.

Nach dem Schreiben werden die Papierstücke gefaltet. Berthelot öffnet die Tür zum Salon und teilt Kahn mit, daß alles bereit sei.

Berthelot und Frau Le Ber halten ihre beiden Papiere fest in ihren Händen geschlossen.

Kahn bleibt etwa anderthalb Meter entfernt vor ihnen stehen.

Berthelot vereinigt jetzt alle Zettel in seiner Hand, er schüttelt sie hin und her und gibt auf das Geratewohl zwei davon Frau Le Ber.

Es hält jetzt jeder von ihnen zwei Zettel in der Hand, deren Inhalte die Haltenden nicht kennen.

Kahn fragt, mit welcher Hand er beginnen solle; Berthelot antwortet, er solle mit Frau Le Ber beginnen. Frau Le Ber zeigt ihre geschlossene linke Hand. Kahn bittet, dieses erste Papier berühren zu dürfen. Er macht es sehr schnell mit der Spitze des Zeigefingers, ohne daß Frau Le Ber den Zettel losläßt, und sofort schließt sie wieder ihre Hand über dem Papier. Keines der anderen Papiere wird von Kahn berührt, und es geschieht das auch nicht im weiteren Verlauf. Kaum ist sein Finger in Kontakt mit dem Papier, da ruft Kahn aus: „Es ist schon fertig. Dieses Papier ist nicht von Ihnen beschrieben, sondern von Herrn Berthelot. Es steht darauf: ‚vul . . . vulnant omnes . . . ultima necat‘.“

Das geöffnete Papier enthält, von Berthelot mit Tinte geschrieben: Vulnerant omnes, ultima necat.

Berthelot hatte den teilweisen Irrtum mit Beziehung auf das Wort vulnerant nicht bemerkt. Kahn hat den Irrtum nicht richtiggestellt, während er fast stets die entstellten Wörter verbessert, wenn man ihm sagt, es sei ein Irrtum vorhanden.

Kahn fragt, zu welcher Hand er jetzt sich wenden solle. Berthelot zeigt seine rechte Hand. Sofort sagt Kahn: „Es befindet sich dort: ‚Aris . . . Aristées panakaion‘.“

Berthelot entfaltet das in seiner rechten Hand gehaltene Papier und findet den Text, den er mit Bleistift geschrieben hatte: Aristées panakaion.

Jetzt geht Kahn ohne Verzug und ohne Anstrengung zur linken Hand von Berthelot über, dann zur rechten Hand von Frau Le Ber und er gibt an, was sich auf jedem Zettel findet.

Ähnlich verliefen die meisten Versuche, bis auf die unter vier Augen, ähnlich wie bei Schottelius, vorgenommenen.

Nun sagt Osty, daß sich zwei Rätselaufgaben bei Kahn finden: 1. die Wiedererkennung des Schreibers und 2. die Enthüllung des Ge-

schriebenen. Osty fügt hinzu: „Diese Phänomene hängen von einer Physik ab, die wir noch nicht kennen. Sie setzen die Wahrscheinlichkeit von energetischen Ausscheidungen voraus, von Ausstrahlungen, für die unsere gewöhnlichen Sinne unempfindlich sind, für die aber gewisse Personen eine Sensibilität haben, die so weit beeindruckt wird, dass sie sich in Sensationen überträgt".

Ich gestehe, daß dieser Satz allein schon das größte Mißtrauen gegen die Fähigkeiten der Experimentatoren für Untersuchungen erwecken muß. Es ist vollkommen unklar, wie die Experimentatoren sich hier in Theorien verlieren, denen jede Voraussetzung fehlt. Was mich gegen die Experimentatoren so mißtrauisch macht, ist zunächst die Tatsache, daß sie bei der Frage vor einem Rätsel stehen, wie Kahn den Schreiber jedes Zettels erkennt, und zwar ehe dieser entfaltet ist.

Schon aus den Versuchen von Schottelius geht hervor, daß alle Zettel verschieden gefaltet sind. Er hat die Photographien der geschriebenen Zettel sowohl geöffnet wie gefaltet veröffentlicht; alle vier gefalteten Zettel sind voneinander äußerlich verschieden. Man wird auch bei den Pariser Versuchen vermuten können, daß die gefalteten Zettel voneinander abweichen. Mehrere Zettel sind geöffnet reproduziert. In dem einen Fall zeigt sich ganz deutlich, daß schon Form und Größe der drei Zettel vollkommen verschieden ist. Der eine Zettel ist in der Veröffentlichung (die in verkleinertem Maßstabe erfolgte) etwa 4,5 cm lang, an der einen Seite 1,8 cm, an der anderen Seite 1,5 cm breit. Ein zweiter Zettel dieser Gruppe ist 4,2 cm lang, auf der einen Seite 3,6 cm, auf der anderen 3,1 cm breit. Der dritte Zettel ist an der einen Längsseite 4,7 cm lang und auf der einen Seite 3,5 cm breit. Die beiden anderen Seiten messe ich nicht, denn es ist ein großes Stück abgerissen. Diese drei Zettel können kaum so gefaltet werden, daß sie nach der Faltung gleich aussehen und ununterscheidbar sind. Diese drei Zettel dienten freilich einem Versuche, bei dem nur ein General experimentierte. Aber grundsätzlich ist es von großer Wichtigkeit, daß diese Zettel ganz deutlich voneinander verschieden sind. Auch in einem anderen Fall sind die Zettel veröffentlicht, und sie zeigen, zumal da sie gerissen zu sein scheinen, ebenfalls deutliche Unterschiede. Aber auch wenn das nicht der Fall wäre und wenn man genau kongruente Zettel nimmt, sind sie voneinander zu unterscheiden. Zunächst sieht ein weißes Blättchen nicht genau aus wie das andere. Man findet oft kleine im Papier gelegene Pünktchen. Daß man darauf geachtet und solche Fehler vermieden hätte, davon erfahren wir nichts.

Ferner aber falte man einen kleinen Zettel mehrfach, so wird man finden, daß die Faltung auch dann nicht ganz gleichmäßig wird und die theoretisch zueinander passenden Ränder bei dem einen Zettel nicht genau so liegen wie bei dem anderen. Man kann eher einen zweimal gefalteten Zettel dem anderen möglichst ähnlich machen, einen achtmal gefalteten, selbst mit dem schönsten weißen Papier, wird man kaum bei Aufwendung von ganz besonders großer Mühe imstande sein, einem

anderen ebenso oft gefalteten Zettel so ähnlich zu machen, daß er nicht ohne weiteres zu unterscheiden ist.

Ich mache ferner auf folgendes aufmerksam: Je häufiger man zwei Zettel faltet, um so kleiner wird die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Zettel die freien Ränder und Faltungen gleichmäßig verteilt zeigen. Faltet man einen Zettel einmal, so ist die Verteilung gleichmäßig, faltet man den Zettel jetzt noch einmal, so ist die Verteilung ebenfalls noch gleichmäßig. Bei der dritten Faltung gibt es schon zwei Möglichkeiten, auch wenn man beide Zettel in derselben Linie faltet. Sind bei der dritten Faltung die freien Ränder links, so entsteht eine andere Faltung, als wenn sie rechts stehen. Jeder kann sich ganz leicht überzeugen, daß dann das Aussehen der Zettel sofort verschieden wird, weil dabei in dem einen Fall die Lage der früheren Faltung zu den freien Rändern verschieden wird. Faltet man noch weiter, so wird jedesmal die Wahrscheinlichkeit einer anderen Faltung 50 % sein usw. Also ist die Wahrscheinlichkeit der gleichen Faltung bei der ersten Faltung 100 %, bei der zweiten Faltung ebenfalls 100 %, bei der dritten Faltung 50 %, bei der vierten 25 %, bei der fünften $12\frac{1}{2}$ %, bei der sechsten Faltung $6\frac{1}{4}$ %, bei der siebenten $3\frac{1}{8}$ %, bei der achten Faltung $1\frac{5}{8}$ %. Je häufiger man faltet, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß die beiden Zettel schon durch die Lage der Falten sich voneinander unterscheiden lassen. Bei der achtmaligen Faltung ist die Wahrscheinlichkeit des Unterschiedes schon $98\frac{3}{8}$ %, d. h. man ist nahezu sicher, daß sich die Zettel schon durch die Lage der Falten voneinander unterscheiden lassen, selbst wenn sie ganz gleiches Papier haben, und selbst wenn das Zusammenfalten so genau erfolgt, daß Rand auf Rand jedesmal scharf aufliegt. Daß aber auch dies im allgemeinen nicht der Fall ist, habe ich schon erwähnt.

Haben denn die Pariser Untersucher nicht an diesen einfachen Tatbestand gedacht, als sie sich die Frage vorlegten, woher kommt es, daß Ludwig Kahn jedem Schreiber seinen Zettel zuweist? Bei gutem Auge ist nur eine Übung von wenigen Stunden nötig, um dieses Ziel zu erreichen, und nun bedenke man, daß Ludwig Kahn Jahrzehnte mit diesem Wunder herumreist.

Man wende etwa nicht ein, daß Kahn die Mischung der Zettel nicht sieht. Das Gegenteil ist nach der Schilderung der Fall. Die Faltung erfolgt in Kahns Abwesenheit, die Mischung und Weitergabe der Zettel vor seinen Augen. Es sitzt jeder mit seinem Zettel oder seinen Zetteln vor Kahn. Dieser braucht, da sich die Zettel voneinander unterscheiden lassen, nur zu merken, welchen gefalteten Zettel zunächst der eine, welchen der zweite, welchen der dritte hat. Dann kann er nachher, wenn er den Zettel wieder sieht, sofort sagen, ob der ihn Haltende den eigenen Zettel oder den eines andern hält. Ich komme zu dem Ergebnis, daß ein achtmal gefalteter Zettel aus dem schönsten weißen Papier durchaus von einem anderen ebenfalls achtmal gefalteten Zettel zu unterscheiden ist, und infolgedessen Kahn ohne weiteres auch nach dem Mischen und Ver-

tauschen imstande ist, jedem zu sagen, von wem der Zettel, den einer in der Hand hat, beschrieben ist. Daß er den Zettel sehen kann, ist gar nicht zweifelhaft. Ohne diesen einfachen Kniff auszuschließen, werden uns Gedankengänge entwickelt von Emanationen und Radiationen. Dazu gehört in der Tat schon eine erhebliche Kritiklosigkeit.

Wenn wir nun aber uns sagen, wie sehr die Experimentatoren, einschließlich Richet, ihren Mangel an Begabung für Experimente ausschließlich durch das Nicht-Erkennen dieses Tricks bewiesen haben, so werden wir ihren anderen Angaben schon recht mißtrauisch gegenübertreten.

Dabei haben wir zu berücksichtigen, daß für den Hellseher die nötige Stimmung etwas Wesentliches ist, und die Stimmung, die Überzeugung von einem Wunder ist, wie gerade die Berichte zeigen, bei den Experimentatoren schon dadurch hervorgerufen, daß sie in der Wiedererkennung des Schreibers eine okkulte Leistung, eine Kryptästhesie erblicken, dabei an Emanationen und andere gelehrte Dinge denken.

Man wende etwa nicht in der beliebten Weise ein, die beiden werden schon „die Zettel so gehalten haben, daß Kahn es nicht gesehen hat.“ Aus der ganzen Beschreibung geht vielmehr hervor, daß allen Teilnehmern die Fähigkeit, die Bedeutung dieses Sehens zu erkennen, abgeht. Und deshalb muß nicht die Möglichkeit, sondern die Gewißheit, daß Kahn gesehen hat, wer vor dem Tausch den einzelnen Zettel hielt, nach wissenschaftlichen Voraussetzungen angenommen werden.

Noch mehr zeigt uns das Verhalten Kahns bei den Versuchen. Es muß jedem auffallen und ist sogar den Pariser Untersuchern aufgefallen, daß Kahn so häufig einen Zettel zu berühren fordert. Das hat er auch in diesem eben geschilderten Versuche getan. Aus der Beschreibung sehen wir, wie das Berühren verlief. Frau Le Ber, Richets Tochter, zeigt ihre linke geschlossene Hand. Kahn verlangt, daß er dieses erste Papier berührt; er macht das angeblich nur mit der Spitze des Zeigefingers, ohne daß Frau Le Ber angeblich das Papier losläßt, und sofort schließt sich ihre Hand über dem Papier. Es gehört nicht viel Fähigkeit dazu, zu sehen, was in diesem Augenblick Kahn gemacht hat; Kahn hat den Zettel vertauscht. Jeder auf diesem Gebiete erfahrene Taschenspieler macht die Kunst nach, ein Geldstück oder Stück Papier, das jemand in der Hand hat und das er berührt, mit einem anderen zu vertauschen. Das andere ist vorher in seiner hohlen Hand verborgen, und in diese kommt nachher der berührte Zettel. Dieses Vertauschen ist ein so alter Taschenspielertrick, daß ich einstweilen auch bei Kahn dessen Ausführung annehme. Daran ändert auch nichts, daß Frau Le Ber behauptet, er hätte den Zettel nur mit dem Zeigefinger berührt. Für eine klassische Zeugin kann Frau Le Ber nicht gerade gelten, ebensowenig wie die anderen, nach dem, was ich oben schon erwähnt habe. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Frau Le Ber die Zettel in der hohlen Hand gehalten hat, dafür spricht die Erwähnung von der geschlossenen Hand. Schwerer wäre es, den Zettel zu vertauschen, wenn sie ihn nur mit zwei Fingern hielte, etwa zwischen

Daumen und Zeigefinger der Hand. Aber auch dann würde es einem gewandten Taschenspieler möglich sein, besonders durch Ablenkung der Aufmerksamkeit, einen anderen Zettel zwischen Daumen und Zeigefinger hineinzuschieben und den richtigen herauszunehmen. Ich erinnere hier an die „Schere“ des Taschendiebes. Es wird uns nicht mitgeteilt, wie Frau Le Ber und in den anderen Fällen die anderen Experimentatoren, als Kahn einen Zettel berührte, es kontrollierten, daß sie denselben Zettel in der Hand behielten. Nichts davon findet sich, ob sie es mit den Augen, ob sie es mit dem Gefühl allein kontrollierten. Das Wichtigste ist in solchen Fällen aber die Ablenkung der Aufmerksamkeit, und wie es bei den Pariser Versuchen zuging, darüber werde ich sofort weitersprechen.

Nun wird allerdings im Bericht sehr oft behauptet, Kahn hätte die anderen Zettel nicht berührt, er hätte also beispielsweise zwar den ersten Zettel, nicht aber die drei anderen berührt. Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Hier haben wir uns zunächst die Frage vorzulegen, wie der ganze Bericht zustandegekommen ist, und in dieser Beziehung haben wir das Analogon von dem, was ein Berliner Okkultist in neuerer Zeit „Kompromißprotokoll“ genannt hat. Die Teilnehmer treten nachher zusammen, jeder erzählt, was er beobachtet hat, und danach wird ein „Protokoll“ zusammengestellt. Hat ein solches Protokoll irgend etwas mit Wissenschaft zu tun? Mancher Berliner Okkultist hat vielleicht allmählich einzusehen begonnen, daß ein solches „Kompromißprotokoll“ allen wissenschaftlichen Wertes ermangelt. Um so typischer ist es, daß Pariser Okkultisten offenbar noch denselben Weg wandeln, womit ich nicht etwa sagen will, daß sonst die Berliner ihnen überlegen sind. Denn auch diese werden wohl auch fürder ihre alten, unwissenschaftlichen Methoden anwenden.

Daß ich mit dem Kompromißprotokoll in Paris nicht nur unbegründete Behauptungen aufstelle, ergibt sich aus dem Aufsatz Ostys. Hier heißt es z. B. bei der Sitzung vom 4. Februar am Schluß des ersten Versuchs (S. 72): „Alle Anwesenden vereinigen sich dann im Salon. Die Erzählung von dem, was vorgegangen ist, erfolgt der Reihe nach durch jeden der Professoren in dem, was sie betrifft. Was man eben gelesen hat, ist die Reproduktion davon.“ Die Reproduktion sagt durchaus nicht, was jeder einzelne gesagt hat. Es wird nur eine summarische Zusammenfassung gegeben, die Osty offenbar aus den Mitteilungen der einzelnen gewonnen hat. Wie die Mitteilung jedes einzelnen lautete, und was jeder gesagt hat, davon erfahren wir nicht das geringste. Es muß diese Art Berichterstattung als ein Kardinalfehler bezeichnet werden. Unbedingt mußte jeder einzelne mitteilen, was er beobachtet hat, und zwar jeder für sich allein, ohne daß er mit dem anderen sprach. Ich halte es nicht gerade für unwahrscheinlich, daß sich dann schon manche Differenzen ergeben hätten, die die Untersucher wenigstens hätten belehren können, wie trügerisch solche „Beobachtungen“ sind.

Das Kompromißprotokoll scheint auch sonst der Bericht zu bieten. Beim zweiten Versuch heißt es wieder: „Diese drei Experimentatoren

gaben, nachdem sich alle Teilnehmer der Sitzung vereinigt hatten, über den Ablauf dieses zweiten Teils einen Bericht. Sie bezeugen das Wunderbare des Phänomens. Kein Einwand ihrerseits wird ausgedrückt." Auch das zeigt, wie der Bericht zustande gekommen ist. Auch hier erzählen wieder die Teilnehmer etwas, und danach wird der Bericht gemacht. Was jeder einzelne gesehen hat, erfahren wir nicht. Stets hätte jeder getrennt seine Beobachtungen aufschreiben müssen, um wenigstens eine Vergleichsmöglichkeit zu bieten.

Noch einige weitere Punkte, die uns zeigen, daß doch nicht die nötige Zuverlässigkeit den Teilnehmern eigen war. Bei dem einen Versuch hatte Humbert mit Bleistift folgendes geschrieben:

Une épidémie de
variole sévit
parmi les Indiens
de Montréal en
l'année 1498.

In einer Anmerkung des veröffentlichten Berichts heißt es nun: „Nach der Sitzung sagte Dr. Humbert zu mir (d. h. zu Osty): ‚Ich bitte Sie, in dem zur Veröffentlichung bestimmten Bericht (compte rendu) den Lapsus, den ich begangen habe, auszubessern (réparer). An Stelle von 1498 setzen Sie 1640. Man würde mir einen groben Irrtum zuschreiben." Humbert sagt etwa nicht zu Osty, er solle nachträglich mitteilen, daß er (Humbert) sich geirrt und diesen Irrtum nach der Sitzung richtiggestellt hätte, sondern nach der eigenen Mitteilung von Osty hat Humbert verlangt, daß man im Protokoll den Lapsus ändere. Osty hat das nicht getan, und das ist richtig. Immerhin scheint mir mit dem Ernst der Forschung Humberts Äußerung nicht ganz vereinbar zu sein. Es heißt ausdrücklich: „An Stelle von 1498 setzen Sie 1640."

Dabei behaupte ich etwa nicht, daß die französischen Untersucher unvorsichtiger waren als deutsche. Man lese die Veröffentlichung von Schottelius (Kosmos, Dezember 1913); da sagt z. B. Schottelius von dem einen Zettel: er hätte einen Talmudvers in zwei Wortreihen in kleiner Schrift auf dem vielfach zusammengefalteten Zettel in der rechten Faust gehalten. In Wirklichkeit hatte der Talmudvers drei Zeilen. An sich wäre das gleichgültig; es beweist nur, wie ungenau berichtet wird.

Die Ablenkung der Aufmerksamkeit versteht Kahn, ebenso wie Reese, glänzend. Offenbar sucht Kahn, ähnlich wie andere Medien, die Aufmerksamkeit vom Wichtigen abzulenken und auf Unwichtiges hinzulenken. Nur irren sich die Untersucher gewöhnlich über das, was wichtig ist. Schottelius hatte berichtet, daß Kahn nicht auf die Faust sieht, in der der Experimentator den Zettel hält, sondern in die Luft starrt. In Wirklichkeit ist es ganz gleichgültig, wohin der Hellseher später sieht. Denn den Zettel hat er längst gelesen, während der andere glaubt, er sei nie aus seinen Händen gekommen, und durch allerlei „Theater" auf Gleichgültiges hingelenkt wird. Es wird berichtet, Kahn bemühe

sich, sich in den für seine spezielle Arbeit günstigen Seelenzustand zu versetzen. Er entnerve sich (s'énerve). Der Mann entnervt sich natürlich nicht, sondern tut so, als ob er sich in den andern Seelenzustand versetzt. Der einzige Seelenzustand, den er braucht, ist die Zerstreuung der Aufmerksamkeit der andern, oder die Ablenkung. Dem dient nach meiner Überzeugung ausschließlich die zu diesem Zweck angenommene „Entnervung“.

Noch ein weiterer Zwischenfall zeigt, wie unzuverlässig die Pariser Untersucher waren.

Am Schluß der Versuche wurde noch ein Versuch gemacht nach der Richtung, ausschließlich festzustellen, wodurch Kahn den Schreiber des Zettels erkennt, nachdem die Zettel gemischt sind. Hierbei begab sich folgendes: Kahn wird gefragt, ob er noch an diesem Abend arbeiten könnte. Er erwiderte: es wäre nicht nötig, daß er noch arbeite, das Experiment sei schon gemacht, und er fährt fort: „Eben als ich mich vor Herrn (er bezeichnet Dr. Lassablière) gesetzt habe, habe ich sogleich gefühlt und gesagt, daß das gefaltete Papier, das er in seinen Händen hielt, dasjenige wäre, das er geschrieben hatte. Ich habe auch gefühlt, aber es nicht gesagt, daß dieses Stück Papier nicht eines von denen wäre, die ich[1]) von einem Blatt abgerissen und verteilt hatte. Er hat auf ein anderes Stück Papier geschrieben.“ Lassablière bestreitet das und behauptet, er hätte auf das Papier geschrieben, das ihm Kahn gegeben hätte. Kahn erklärt, das sei nicht möglich, „ich habe nicht gefühlt, daß das Papier, das Sie in Händen hatten, dasjenige war, das ich berührt hatte, und niemals habe ich mich darin getäuscht“. Lassablière bleibt bei seiner Meinung, Kahn bei der seinigen. Fraisse, einer der Teilnehmer der Sitzung, mischt sich in das Gespräch und sagt zu Lassablière: „Vielleicht haben Sie unrecht, Herr Doktor, so positiv zu sein; ich denke, daß Herr Kahn vielleicht recht hat, denn, ohne dessen sicher zu sein, glaube ich mich zu erinnern, daß ich Sie schreiben, dann ein Papier wegwerfen (jeter) und dann von neuem schreiben sah. Erinnern Sie sich!“ Lassablière blieb zunächst bei seiner Meinung; es werden Tisch und Fußboden untersucht, ohne daß man etwas findet. Dann untersucht Lassablière mit seinen Händen die beiden unteren Taschen seines Rockes (veston), und mit seiner rechten Hand zieht er eine Papierkugel heraus, er entfaltet sie und findet dort einen Teil eines Verses von Victor Hugo, den Text seines eigenen Experimentes. Lassablière ruft aus: „Das ist unwahrscheinlich, und doch ist es wahr! Jetzt erinnere ich mich dessen, was vorgegangen ist. Der Anblick des Papiers führt mir den Vorgang ins Gedächtnis zurück. Wegen eines schlecht geschriebenen, durchstrichenen und wieder zugeschriebenen Wortes wollte ich neu beginnen

[1]) Hier erfährt man plötzlich, daß Kahn das Papier abgerissen hat, was selbstverständlich aus den obengenannten Gründen an sich schon ein grober Fehler ist. Aber noch wichtiger ist der Umstand, daß diese wichtige Tatsache so ganz beiläufig erwähnt wird. Es zeigt sich immer wieder, daß Okkultisten die wichtigsten Dinge für nebensächlich ansehen.

und habe den Satz auf einem anderen Stück Papier wieder begonnen. Das Unbedeutende des Aktes hat mich ihn vergessen lassen. Ich bin darüber glücklich!"

Anstatt die Konsequenz zu ziehen, daß das Abstreiten durch Lassablière beweist, wie unzuverlässig seine, aber auch unter Umständen anderer Untersucher Mitteilungen sind, wird dieser Fall nur angeführt, um zu beweisen, daß Kahn den Schreiber jedes Zettels herausfindet. Auch Fraisse gab etwas Falsches an. Er sah Lassablière einen Zettel wegwerfen (jeter), während dieser in die Tasche gesteckt wurde. Wie Kahn es erkannt hat, daß Lassablière seinen früheren Zettel nicht hatte, ist natürlich sehr einfach, denn Kahn hatte selber die Zettel zerrissen, auf denen geschrieben wurde. Aus den oben angegebenen Gründen konnte Kahn erkennen, daß der von ihm gegebene Zettel sich nicht unter den in Frage kommenden befand. Anstatt ein bißchen gesunden Menschenverstand mitsprechen zu lassen, kommen hier die Untersucher wieder auf eine ganz falsche Fährte, indem der sehr kluge Kahn sie in sehr geschickter Weise nach der Richtung beeinflußt, daß ohne neues Experiment er sofort sagen könne, was vorgegangen ist. Ist nicht der ganze Zwischenfall vielmehr ein Kriterium dafür, wie ungenau die Autoren vorgingen? Denn das hätte doch zunächst ins Protokoll gehört, daß Lassablière einen Zettel weggetan und einen neuen genommen hat. Das ist ein so wichtiger Vorgang, daß dessen Verschweigung allein genügt, das Experimentieren dieser Art vollkommen wertlos erscheinen zu lassen. Aber Lassablière sagt, der Vorgang sei so unbedeutend, daß er ihn deshalb vergessen hatte. Man kann von diesem Versuch auf andere schließen. Was der Untersucher für unwichtig hält, ist oft das Wichtigste. Da die Untersucher in Paris dauernd auf falscher Fährte waren, haben sie offenbar manches, was sie für unwichtig hielten, nicht gemerkt. Dabei wohnte Osty diesen Versuchen bei.

Nun weiter: Richet erklärte eines Tages (S. 75), er fürchte einen Trick, es handle sich um etwas zu Außerordentliches. Er wollte deshalb mit Kahn unter vier Augen experimentieren, und nun heißt es weiter: „Denn meines Erachtens sind besonders und bei äußerster Strenge allein wertvoll die Versuche, die man unter vier Augen macht, ohne durch die Bemerkungen und Unterhaltungen der Anwesenden zerstreut zu werden." Diese Worte Richets sprechen Bände. Erstens kann unter kritischen Forschern doch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß nur solche Versuche Beachtung verdienen, die bei äußerster Strenge (extrême rigueur) gemacht sind; alles andere gehört in den Papierkorb und ist höchstens für die Psychologie der Experimentatoren zu verwerten, hat aber mit beweisenden Versuchen nichts zu tun. Trotzdem sehen wir, daß den überwiegenden Teil der vorliegenden Arbeit die Versuche ausmachen, die nicht unter vier Augen gemacht wurden, denen also nach Richets eigener Ansicht vom Standpunkt äußerster Strenge aus ein Wert nicht beizumessen ist. Dabei sehen wir, wie schnell Anwesende, auch ohne daß die Versuche unter vier Augen gemacht sind, gelegentlich auf Grund eines ihnen im-

ponierenden Versuches überzeugt sind. Es ergibt sich also aus Richets Worten, daß die überwiegende Zahl der uns mitgeteilten Versuche zur Stütze des Hellsehens wertlos ist. Es ergibt sich aber noch ein zweites aus Richets Worten, nämlich die Tatsache, daß sich die Anwesenden während der Versuche unterhalten und Bemerkungen gemacht haben. Haben Versuche, bei denen sich die Anwesenden unterhalten, noch etwas mit wissenschaftlichen, beweisenden Experimenten zu tun? Ein so kluger und durch viele Jahre erfahrener Mann, wie Kahn, will das Hellsehen beweisen, und die Anwesenden unterhalten sich und stören. Kahn braucht nicht einmal durch eigene Reden oder Handlungen die Aufmerksamkeit der anderen Teilnehmer abzulenken oder zu zerstreuen, wenn er zwei Papierstücke vertauscht. Die Anwesenden unterhalten sich und sorgen selbst für Ablenkung. Ich würde, wenn sich Anwesende bei Versuchen über Hellsehen unterhalten, nach einmaliger Verwarnung sie wegschicken. Vielleicht würde ich aber auch nicht einmal verwarnen, da ich vorher stets die Art des Versuches überlege und allen Anwesenden untersage, während des Versuches irgendwelche Bemerkungen zu machen oder sich gar zu unterhalten. Nun könnte man vielleicht annehmen, daß der von Richet unter vier Augen gemachte Versuch eine Bedeutung hätte, da bekanntlich ein positiver Fall, wenn der Versuch korrekt angestellt ist, genügen könnte. Sehen wir deshalb, wie Richet den Versuch angestellt hat, soweit wir ihn nach der Beschreibung beurteilen können:

„Kahn ließ mich auf zwei kleine Stückchen Papier zwei Sätze aufschreiben, und nachdem ich sie niedergeschrieben hatte, hat er diese Papiere nicht berührt. Er befand sich am anderen Ende meiner großen Bibliothek, als ich sie niederschrieb. Selbst mit einer unfaßbaren Sehschärfe der Netzhaut konnte er nichts sehen. Ich habe dann die Papiere achtfach gefaltet, und ohne, daß er sie berührte, legte ich das eine in meine linke, das andere in meine rechte Hand. Nach einem Zaudern von etwa einer halben Minute sagte er mir: Auf dem Papier der linken Hand befindet sich: ‚Welches ist der Vorname meines Vaters?‘ Das war genau. Dann sagte er mir: In der rechten Hand (die ich nicht geöffnet habe) befindet sich: ‚Welches ist das Alter meines älteren Sohnes?‘ Was ebenso genau wie die vorhergehende Angabe stimmte.“ Warum sagt Richet, er hätte die rechte Hand nicht geöffnet? Hatte er die linke geöffnet? Von diesem doch sehr wichtigen Vorgang erfahren wir nichts. Immer neue Unklarheiten!

Richet erklärt diesen Versuch für einwandfrei; offenbar machte er auf ihn einen enormen Eindruck. Kahn wollte noch ein weiteres Experiment nach derselben Richtung machen, jedoch mit einer kleinen weiteren Komplikation.

„Kahn geht in das Vorzimmer, und da ich dann allein in meiner Bibliothek bleibe, schreibe ich vier Sätze auf vier verschiedene Stücke Papier nieder. Ich falte diese Papiere achtmal und lasse dann Kahn in meine Bibliothek zurückkehren, und, ohne daß er die Papiere berührt, lege ich eines unter ein Heft auf meinen gut beleuchteten Tisch, ein

anderes lege ich in meine rechte Hand, die ich geschlossen halte, ein anderes in meine linke, gleichfalls geschlossene Hand, und das vierte Stück, stets gefaltet, wird durch mich selbst mit einem Streichholz verbrannt, bis nur noch ein Paketchen mit Asche übrig bleibt."

Auch hier sehen wir ein positives Ergebnis. Indem ich auf den weiteren Versuch, bei dem sich Frau Richet beteiligte, nicht eingehe, bemerke ich folgendes zunächst: Richet hat ein Papier in der rechten Hand, ein weiteres in der linken Hand, das vierte verbrennt er selbst mit einem Streichholz. Das ist möglich, obwohl ich gern etwas darüber erfahren hätte, wie er das Streichholz angezündet hat; denn wenn er einen Zettel verbrennt, kann er nicht mehr die ganze Hand geschlossen halten. Hier müßte genau alles geschildert sein. Wo standen die Streichhölzer? Wie hat Richet die Streichhölzer ergriffen, wie hat er das Streichholz angezündet, und wie hat er das Papier, das verbrannt werden sollte, gehalten? Es ist das keineswegs eine ganz einfache Aufgabe, die Hand geschlossen zu halten, während man ein Streichholz ergreift. Hat er das Streichholz aus einer Schachtel genommen? Alles dies ist deswegen sehr wichtig, weil der Verdacht, daß, trotz der Vorsichtsmaßregeln von Richet, Kahn die Zettel vertauscht hat, unabweisbar bleibt, und zwar, weil wir über die Manipulationen Richets bei dem Entzünden des Streichholzes und dem Verbrennen des Zettels nichts Genaues erfahren.

Es ist folgender Fall zu bedenken: Während Richet diese ziemlich komplizierte Handlung ausführt, mußte er gleichzeitig auf den Zettel unter dem Hefte achten. Wir erfahren auch nichts darüber, wie er das gemacht hat. Hatte er den Arm auf dem Heft liegen? Aber selbst dann bleiben große Zweifel übrig. Solche Versuche unter vier Augen sind keineswegs so einfach, wie sie sich Richet vorstellt, wenn der andere seinen Trick versteht. Richet traut sich etwas viel zu, wenn er glaubt, er könne gleichzeitig das Experiment machen, gleichzeitig alles beobachten und gleichzeitig womöglich Protokoll führen. Oder hat er nachträglich nur aus der Erinnerung geschöpft? Die Versuche unter vier Augen sind grundsätzlich falsch. Das Verbrennen des Zettels führt vielmehr zu der Annahme, daß Kahn denselben Trick angewendet hat. den wir schon von Reese kennen, der ebenfalls gelegentlich einen Zettel verbrennen ließ, von dem B. Birnbaum seinerzeit nachgewiesen hat. daß es der eingeschmuggelte war, während der Sitzungsteilnehmer gewöhnlich glaubt, der Zettel sei einer der beschriebenen. Mindestens verbrennt er den Zettel nicht, bevor er ihn entfaltet hat. Das können wir aus der genauen Beschreibung, die seinerzeit Birnbaum gegeben hat. mit Recht annehmen.

Die ganze Versuchsanordnung, die bei Kahn getroffen wird, ist falsch. Dabei lasse ich unerörtert, daß von Richet die Raumanordnung uns nicht genügend klar beschrieben wird, nicht einmal ob die Tür zum Nebenzimmer bei dem zweiten Versuch geschlossen war. Wir erfahren auch nichts darüber, ob Richet auf einen Block schrieb, so daß das

Geschriebene sich durchdrücken konnte. Man wird daher zunächst vermuten müssen, daß Kahn den Inhalt der Zettel doch erfuhr, wahrscheinlich indem er die Zettel auszutauschen verstand. Vielleicht arbeitete er aber gelegentlich auch mit Durchpausen. Wir erfahren nicht einmal ganz klar, ob die Feststellung dessen, was jeder einzelne Zettel enthielt, stets unmittelbar nachdem der Inhalt von Kahn mitgeteilt wurde, geschah. Wir erfahren nichts, wo die Zettel blieben, kurz und gut: die Beschreibung des ganzen Versuchs ist im höchsten Grade unklar. Die einfache Behauptung Richets, Kahn hätte keinen Zettel berührt, wird niemanden überzeugen, der sich mit den Elementen der Taschenspielerei beschäftigt hat, und der gleichzeitig die entsprechenden Lehren daraus gezogen hat.

Und nun zum Schluß eine ganz einfache Bemerkung: Es ist vollkommen unklar, weshalb in Paris nicht endlich einmal ein einfacher Versuch gemacht wird, warum vielmehr die Untersucher immer wieder auf die Versuchsanordnung von Kahn eingehen, und zwar auch da, wo es offenbar ganz überflüssig ist. Entscheidende Versuche dürfen nicht unter vier Augen stattfinden. Schon bei einer anderen Gelegenheit habe ich auseinandergesetzt, daß es nicht richtig ist, Protokollant, Experimentator und Beobachter in einer Person zu sein. Schon der Umstand, daß eine Person nicht nur das Experiment vorbereitet, sondern auch während des Experiments Verschiedenes ausführen muß, macht sie ungeeignet, gleichzeitig das Medium zu beobachten. Hier spielt gerade die Ablenkung der Aufmerksamkeit eine erhebliche Rolle. Wer sich mit der Ablenkung und Verteilung der Aufmerksamkeit gründlich beschäftigt hat, weiß, daß kaum jemand imstande ist, mehrere komplizierte Tätigkeiten gleichzeitig auszuüben, ohne daß die der einen zugewandte Aufmerksamkeit durch die andere Tätigkeit leidet. Man müßte eine Kontrolle haben dafür, daß Richet in der Tat mit den Zetteln so umgegangen ist, wie er glaubt, daß besonders Kahn durch Ablenkung der Aufmerksamkeit nicht etwas getan hat, was Richet nicht bemerkte. In dieser Beziehung ist niemand genügend kompetent, besonders nicht Richet[1]), der offenbar, wenn es sich um Okkultismus handelt, ähnlich verfährt wie jene deutschen Okkultisten, die sich persönlich mehr zutrauen als eine Person zu leisten vermag.

Es müßten mehrere Personen teilnehmen, aber auch nicht so, wie es in Paris geschah. Jede Person hat nur die ihr vorher mitgeteilte Aufgabe

[1]) Man ist in Deutschland leicht geneigt, die ausländischen Forscher zu überschätzen. Weder Richet, noch die Hauptforscher der S.P.R. in England sind besonders kritisch. Ich beabsichtige, in kurzem besonders wegen der Überschätzung der Engländer, an anderer Stelle auf diesen Punkt zurückzukommen. Das ist um so notwendiger, als gerade aus England uns so häufig Persönlichkeiten genannt werden, deren Kompetenz als Taschenspieler besonders in die Wagschale geworfen wird, während sie in Wirklichkeit ebenso unbeholfen wie die meisten deutschen Okkultisten sind. Heute erwähne ich nur, daß z. B. Baggally, einer der „taschenspielerisch geschulten“ Untersucher von Eusapia Palladino, sogar die beiden Zancigs für echte Medien hielt, wie Houdini mitteilt. Und gerade bei diesen Zancigs ist es Dessoir und mir schon in der ersten Sitzung gelungen, den Trick festzustellen.

zu erfüllen. Das bezieht sich wesentlich darauf, daß nach Richets Mitteilungen die Anwesenden sich unterhielten, während experimentiert wurde. Es müßten z. B. eine oder zwei Personen ausschließlich zu dem Zwecke zugezogen werden, festzustellen, welchen Zettel Kahn berührt; das müssen aber taschenspielerisch geschulte Personen sein. Diese haben weiter nur darauf zu achten, ob irgend eine Möglichkeit zur Substituierung eines Zettels besteht. Unterhalten dürfen sich diese Personen nicht. Nur das haben sie zu beobachten, was ich eben erwähnte.

Ferner dürfen nicht drei oder vier Zettel genommen werden. Es wird doch ernstlich keiner behaupten, daß, wenn Kahn drei Zettel lesen kann, er nicht auch einen sollte lesen können. Kahn läßt den Trick mit mehreren Zetteln nicht ausführen, weil er, wie Osty denkt, das Hellsehen erschwert, sondern weil er dadurch den Trick verdecken will. Das ist mit drei Zetteln viel leichter, als mit einem. Und nun mache man den Versuch in folgender Weise: eine beliebige Person beschreibt zwanzig Zettel mit Sätzen, die sie aus einem Buche sich wählt. Diese zwanzig Zettel werden gefaltet, durcheinandergeschüttelt, und dann wird einer durch eine zweite Person ausgelost. Diesen Zettel soll dann einer der Sitzungsteilnehmer in die Hand nehmen. Von den weiteren Sitzungsteilnehmern, die etwa vier oder fünf im ganzen sein müßten, sollen nun die beiden taschenspielerisch geschulten darauf achten, ob Kahn, wenn er verlangt, einen Zettel zu berühren, hierbei ihn austauschen kann oder austauscht. Dann soll Kahn den Inhalt des Zettels mitteilen. Nachdem dies geschehen ist, geht der Experimentator, der den Zettel hält, mit einem Zeugen in ein anderes Zimmer, um festzustellen, ob, was Kahn gesagt und was sofort natürlich niedergeschrieben sein müßte, mit dem Inhalt dieses Zettels übereinstimmt. Ich würde es sogar für wünschenswert halten, daß der, der den Zettel hält, selbst taschenspielerisch geschult ist.

Bevor in solcher Versuchsanordnung Ludwig Kahn sein Hellsehen bewiesen hat — das Wichtigste ist die Beobachtung durch taschenspielerisch geschulte Personen, die nichts weiter zu tun haben, als zu beobachten —, wird über die Frage nicht diskutiert werden können. Daß keine von diesen Personen gleichzeitig Protokollant sein darf, ist selbstverständlich. Hierfür kann eine oder zwei Personen extra gewählt werden. Der Versuch muß natürlich vorher zwischen den Untersuchern genau besprochen werden.

Wenn aber meinem einfachen Vorschlag gegenüber die Okkultisten behaupten sollten, daß eine solche Kraft, wie das Hellsehen, sich nicht beliebig durch Befehl herbeiführen läßt, so kann man den Versuch ruhig öfter wiederholen, aber immer nur unter den eben genannten Bedingungen. Nur ein Zettel[1]), der vorher ausgelost ist, zwei Beobachter, be-

[1]) Es müßte doch der Umstand, daß die modernen Hellseher so oft mit mehreren Zetteln statt mit einem operieren, mißtrauisch machen. Reese tat es, Ludwig Kahn, desgleichen eine Versuchsperson Tischners, R. Auch Fritz Grunewalds Freund, Peter Johannsen, der Fragen beantwortete, die sich auf verschlossenen Zetteln befanden,

sonders für die Zeit, wo Herr Kahn den mit der Hand festgehaltenen Zettel berührt. Sollten die Okkultisten ernstlich behaupten, Kahn könne wohl drei Zettel lesen, aber nicht einen, was ich bei dem psychischen Zustand vieler Okkultisten durchaus für denkbar halte, so würde sich eine weitere Diskussion erübrigen. Jedenfalls füge ich ausdrücklich nochmals hinzu: Kahn wählt nach meiner festen Überzeugung einen Versuch mit mehreren Zetteln, nicht um ihn zu erschweren, sondern um es sich zu erleichtern. Ich verweise hier nochmals auf das, was B. Birnbaum über den Fall Reese mitgeteilt hat, desgleichen Robert Meyer, der mit vollem Recht das Vertauschen der Zettel auch da annimmt, wo die Anwesenden bestreiten, daß es möglich gewesen sei, der auch mit vollem Recht es bezweifelt, ob die Angabe, der Hellseher hätte einen bestimmten Zettel nicht berührt, den Tatsachen wirklich entspricht.

Ich rechne mit der starken Wahrscheinlichkeit, daß, wenn in dieser einfachen Weise durch einige wenige zuverlässige Personen der Versuch gemacht wird, die „Emanationen“ aus dem Zettel ausbleiben werden, und daß sich Ludwig Kahns Hellsehen so aufklären wird, wie das von Reese und anderen aufgeklärt worden ist.

Meine Mitteilungen wären nicht vollständig, wenn ich nicht noch auf die ganze Art der Sitzungen in Paris kurz eingehen würde. Ich bringe im folgenden zunächst eine kleine Liste der Sitzungsteilnehmer bei den einzelnen Sitzungen. Wir werden sofort sehen, wie lehrreich diese ist.

4. Februar 1925 (S. 67).

Aktive Teilnehmer überhaupt: E. Leclainche, Professor Vallée, Xavier Leclainche, Jean Vallée, E. Osty, Frau Leclainche, Frau Vallée, Frau Laval.

1. Teil: Professor Leclainche, Frau Vallée, Frau Leclainche, Osty.

2. Teil: Frau Laval, Professor Vallée, Frau Xavier Leclainche, Jean Vallée.

7. Februar 1925 (S. 71).

Experimentatoren: Ch. Richet, Cunéo, Gosset, Lardennois, Laignel-Lavastine, Santoliquido, Humbert.

1. Versuch: Cunéo, Gosset, Lardennois, Laignel-Lavastine.

2. Versuch: Ch. Richet, Santoliquido, Humbert.

8. Februar 1925 (S. 76).

Ch. Richet, später auch Frau Richet.

21. Februar 1925 (S. 132).

Berthelot, Ferrié, Ch. Richet, Osty.

---

hat nach meinen Informationen — und ein Brief, den mir Herr Grunewald seinerzeit schrieb, scheint mir dies zu bestätigen — seine Fähigkeiten unter Benutzung mehrerer Zettel zu demonstrieren versucht.

3. März 1925 (S. 134).

Beobachter: Berthelot, Ferrié, Ch. Richet Vater, Ch. Richet Sohn, Lassablière, Ripert, Frau Le Ber (Tochter von Richet), Osty.

1. Teil: Berthelot, Frau Le Ber.

2. Teil: Ch. Richet Vater, Ch. Richet Sohn.

10. März 1925 (S. 137).

Beobachter: Berthelot, Richet Vater, Richet Sohn, Osty.

1. Teil: Berthelot.

2. Teil: Richet.

23. März 1925 (S. 139).

Anwesend: Berthelot, Lassablière, Moutier, Fraisse, Osty.

Es ergibt sich daraus zunächst zweierlei: erstens, daß der Untersuchungszirkel eine dauernde Veränderung erfuhr, und das widerspricht jeder wissenschaftlichen Methodik; zweitens ergibt sich aber auch daraus, daß die einen häufiger, andere nur einmal den Sitzungen beiwohnten. Wenn man weitergeht, findet man ferner, daß mehrfach Mann und Frau oder Vater und Tochter, auch wohl sonst derselbe Name mehrfach vertreten ist. Wer mit solchen Dingen Bescheid weiß, wird schon daraus schließen können, in welcher Weise der Untersucherkreis gewählt wurde. Offenbar handelt es sich nicht um methodische Untersuchungen, sondern jeder wollte gern etwas sehen. Ich kenne diese Art „Untersuchung" auch aus Erfahrung, wo bald der, bald jener dem Experimentator sagt, er interessiere sich sehr für solche Dinge, „seine Frau auch", die Schwiegertochter hätte auch großes Interesse. Oft werden nach solchen Familienbeziehungen, und lediglich um Neugierige zu belustigen, die Zirkel zusammengesetzt, nicht aber nach dem Grundsatz wissenschaftlicher Methodik. Dieser würde fordern, daß derselbe Kreis von etwa fünf Personen jedesmal zusammentritt, und die Untersuchungsbedingungen bei jeder neuen Sitzung modifiziert werden, um zu einem Ergebnis zu kommen. Es ist in Paris genau dasselbe, was wir bei Schrenck-Notzing finden, daß möglichst vielen die Sache demonstriert werden soll, die dann als Zeugen auftreten, ohne daß ihnen irgendwelche wissenschaftliche Legitimation zukommt. Solche Experimente sind keine Familienbelustigungen, auch keine Schaustücke für Neugierige. Nicht einmal Osty oder Richet haben an allen Sitzungen teilgenommen. Aus den einzelnen Sitzungen ergibt sich folgendes:

E. Leclainche finden wir nur am 4. Februar vertreten, Professor Vallée, Xavier Leclainche und Frau Leclainche, Jean Vallée und Frau Vallée und Frau Laval ebenfalls nur an diesem Tage. Ch. Richet Vater nimmt an fünf Tagen teil, am 7., 8., 21. Februar, 3. und 10. März; ähnlich Osty am 4. und 21. Februar, 3., 10. und 23. März. Cunéo, Gosset, Lardennois, Laignel-Lavastine, Santoliquido und Humbert nur an einem Tage, dem 7. Februar. Ferrié am 21. Februar und 3. März, Lassablière am 3. und 23. März, Ripert nur am

3. März, Moutier und Fraisse nur am 23. März, Berthelot am 21. Februar, 3., 10. und 23. März, Frau Le Ber nur am 3. März. Dieser Tag scheint ein Familientag für Richets gewesen zu sein, da Vater, Sohn und Tochter teilnahmen. Erforscht man in dieser Weise derartige Phänomene?

Das Ganze zeigt den immer wiederkehrenden Fehler der Okkultisten, daß ihnen jede Methodik fehlt; und es ist sehr wertvoll, daß wir das auch bei Richet hier von neuem feststellen können, da einige Deutsche wohl immer noch meinen, daß Richet zuverlässiger im Gebiete des Okkultismus arbeitet als andere. Die ganze Versuchsserie beweist, daß Richet die wissenschaftliche Methodik nicht beherrscht, oder sie nicht anwenden will, und im großen und ganzen ergibt sich aus den Versuchen mit Ludwig Kahn, daß man etwas sehen oder zeigen wollte, aber von wissenschaftlichen Bedingungen überhaupt nicht die Rede ist. Weder die Versuche, die Richet unter vier Augen gemacht hat, noch die, bei denen ein größerer Zuhörerkreis vorhanden war, können den Anspruch auf wissenschaftliche Untersuchungen erheben, da ihnen die wissenschaftliche Methodik fehlt. Wenn jemand die Versuche fortsetzen will, so empfehle ich, das zu berücksichtigen, was ich oben gesagt habe: etwa fünf Personen, davon mehrere taschenspielerisch geschult, stets derselbe Kreis, jede Person bekommt eine bestimmte Aufgabe (Beobachtung der Hand, Beobachtung des Zettels, Protokollierung usw.).

Zur Energetik des Wollens.

Von *Albert Hofmann*, Mehlem.

Mit 3 Abbildungen.

Beim Niederschreiben vorstehenden Titels drängt sich die Frage auf, ob das, was er besagen soll, auch von ihm zum Ausdrucke gebracht werde. Sollte es vielleicht besser heißen „des Willens“ oder sogar „kinetische Fernwirkung des Gedankens“?

Der Leser selber möge entscheiden.

Es handelt sich um einige Versuche, die Grundlagen des Fernwirkens eines in Willenskraft = „ein Wollen“ umgesetzten Gedankens zu erforschen.

Durch manche Beobachtung, während einer Zeitspanne von annähernd 50 Jahren gemacht, ist mir die Tatsächlichkeit einer mechanischen Fernwirkung eines Gedankens sicher gestellt und handelt es sich darum, diese Beobachtungen in ein System zu bringen.

Zunächst sei des Ausgangspunktes meiner bezügl. Studien gedacht. Es war um die Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ich arbeitete damals als Student im F.schen chemischen Laboratorium zu W.

Es galt einmal, die Gewichtskonstanz einer Substanz nach mehrfachem Glühen festzustellen. Dieselbe befand sich in einem Platintiegel und wurde in der üblichen Weise, nach der Glühoperation, im Exsikkator abkühlen lassen und zur Wage gebracht. Das Gewicht war bereits festgestellt und konstant, es handelte sich nur noch um Zehntel von Milligrammen, die durch die Schwingungsweite der Wage bestimmt wurden.

Während dieses Versuches schlug die Schale stark nach unten aus, es schien also, das Gewicht der Substanz habe erheblich zugenommen, ein gänzlich unerklärbares Verhalten derselben.

Es wurde erneut geglüht und nun zeigte sich wieder das ursprüngliche Gewicht. Eine Prüfung der Wage ergab deren Richtigkeit. Eigentlich hätte ich den Versuch damit als beendet betrachten können, aber ein gewisses Gefühl von Unsicherheit war geblieben; ich wiederholte das Experiment des Glühens und fand beim nachherigen Wägen wiederholt eine starke Gewichtszunahme der fraglichen Substanz.

An der Nebenwage — es standen 4 Wagen zum Gebrauche der Praktikanten nebeneinander auf demselben festen Tische — saß ein Kollege, dessen eigentümliches „Feixen“ mir beim Feststellen des Gewichtes auffiel. Ebenderselbe hatte auch beim erstmaligen Versuche dort gesessen und, wie mir jetzt deutlich in die Erinnerung trat, starr auf meine Tiegelschale geblickt. —

Ich schloß auf irgend einen von ihm ausgeübten Schabernack, wog meinen Tiegel, nachdem jener unter einem Vorwande aus dem Wagezimmer entfernt war, nochmals und fand das richtige ursprüngliche Gewicht bestätigt.

Den Vorfall besprach ich mit meinem Lehrer. Derselbe riet, über die Sache zu schweigen, aber jenen Kollegen zu überwachen. Da meine Wage auch von anderen Praktikanten benutzt wurde, war es ein leichtes, einen neuen Fall festzustellen, wo jener „Feixer“ seine „okkulte Kunst“ bei einem andern versuchte.

Nun wurde er offen der Störung der Wägungen beschuldigt, aber, da ihm direkt keine bösartige Handlung nachzuweisen war, nur gewarnt, seinen Unfug einzustellen.

Nach einiger Zeit hatte ich den Schlüssel seines Tuns erkannt, es gelang mir selber, durch Konzentration der Willenskraft eine Wageschale einer feinen Präzisionswage von 200 g Tragkraft, welche Zehntel eines Milligramms deutlich bestimmen ließ, sowohl im unbelasteten Zustande als mit 20 und mit 50 g belastet, nachdem durch Gewichtsauflage das Gleichgewicht hergestellt war, um 0,0060—0,0070 g zu stören.

Diese Versuche stellte ich aber bald ein, weil mir deren Gefährlichkeit für meine Arbeiten klar wurde. Ich begann nämlich, ohne mir Rechenschaft zu geben, meine eignen Wägungen zu beeinflussen und hatte einige Mühe, diese Fähigkeit abzulegen. —

Später, als ich der praktischen Ausübung der analytischen Chemie entsagt hatte und mich anderen Arbeiten zuwandte, habe ich gelegent-

lich eine Versuchsreihe mit einer feinen physikalischen Wage angestellt und die alte Fähigkeit, durch Willenskraft eine Wageschale zum Sinken zu bringen, bald wieder erworben.

Das zunächst interessante Ergebnis dieser Versuche war, daß Glas — denn diese feinen Wagen sind in dicht schließenden Glasgehäusen untergebracht, um sie vor Staub und Luftströmungen zu schützen — dem Durchgange der supponierten Gedankenkraft anscheinend kein Hindernis darbietet. Der „Wille“ wirkte durch die Glaswand hindurch. Es mußte also Metall — die Schalen sind aus stark verplatiniertem Messing — dem Durchgange ein Hindernis bieten und die „Kraft“ in „Druck“ umwandeln.

Dies zu untersuchen wurde das Wagengehäuse durch ein vorgeschobenes Messingblech vom Experimentator getrennt und durch einen Gehilfen von der andern Seite aus das Verhalten der Wageschale beobachtet. — Es gelang nicht, die Wage zum Ausschlage zu bringen, während ohne das Vorhandensein des Bleches mit leichter Mühe ein Ausschlag, entsprechend 20 Milligrammen Gewicht, erzielt wurde.

Es wurde ein Gegenversuch gemacht: Ein Uhrglas wurde als Wageschale benutzt, es war an Platindrähten aufgehängt und an die Stelle der eigentlichen Wageschale gebracht.

Es gelang kaum eine Bewegung dieser Schale mittelst „Wollen“ zu erzielen, wenn sie leer war. Dagegen sank sie, wenn belastet, aber durch Gegengewicht auf der andern Wagschale ausgeglichen, auf „Wollen“ hin, wenn auch unbedeutend, da jetzt der „Wille“ nur die auf der Schale liegende Substanz als Angriffsfläche hatte. Wurde die Uhrglasschale mit Aluminiumfolie bedeckt, so konnte man sie wieder leicht zum Sinken bringen.

Es wurde eine große Wasserkuvette mit parallelen Wänden, wie sie zu optischen Versuchen dienen, zwischen Wage und Operateur gestellt. Leer und mit destilliertem Wasser gefüllt bildete sie kaum ein Hindernis für den „Willen“. Leider mußten diese Versuche vorzeitig abgebrochen werden und konnte nicht mehr der Einfluß verschiedener Salzlösungen auf den Durchgang des „Willens“ geprüft werden. Vorversuche hatten wahrscheinlich gemacht, daß Metallsalzlösungen — es war eine 8 proz. Kupfersulfatlösung und eine 6 proz. Tonerdelösung versucht worden — den „Willen“ nicht durchlassen würden.

Jedenfalls haben wir beim Wiederholen und Fortsetzen dieser Experimente manche interessante Aufklärung zu erwarten.

An diese Versuche wurde ich vor 14 Jahren lebhaft erinnert, als mir das Staudenmaiersche Werk „Magie als experimentelle Naturwissenschaft“ zur Hand kam. Er hat genau die gleiche Beobachtung mit seiner Wage gemacht, aber ohne ihr weitere Folge zu geben.

Seiner Angabe, „man könne auch leichte, kleine Gegenstände, wie Kugeln, runde Bleistifte, die sich in unmittelbarer Nähe der auf dem Tische liegenden Hand befinden, in Bewegung zu setzen versuchen“, ist

hinzuzusetzen, daß in diesem Falle weniger die Gedankenkraft zur Wirkung kommt als wie die sog. Handstrahlen — vgl. meine Experimentalstudie „Das Rätsel der Handstrahlen", 2. Aufl. Verlag Oswald Mutze, Leipzig.

Es handelt sich nur um Bewegungserscheinungen, hervorgerufen durch den Pulsschlag des Experimentators. Von den durch den Pulsschlag der Hand, bzw. der Fingerspitzen in Bewegung gesetzten kleinen Körpern machte man vielfach abergläubischen Gebrauch zu Wahrsagezwecken.

Wer sich dafür interessiert, findet reiches Material in einem jetzt sehr selten gewordenen Schriftchen: Carus Sterne „Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. (Daktylomantie). Ein kulturgeschichtlicher Versuch mit 23 Illustrationen" 1862.

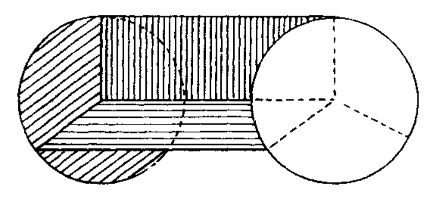


Abb. 1

zeigt den fertig geklebten Drehkörper.

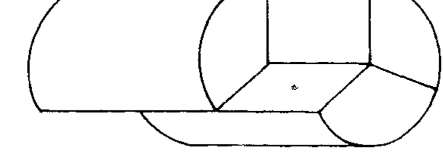


Abb. 2

zeigt den Holzklotz, zwei Stücke zusammengelegt und das dritte etwas verschoben

Der experimentierende Forscher findet hier manches Material zu seinen Studien, soweit meine Erinnerung reicht; ich habe das Heft seit vielen Jahren nicht mehr in den Händen gehabt.

Will man die Willenskraft zu motorischen Zwecken benützen, so fertige man sich kleine, leicht bewegliche Körper aus Papier. So gelingt es beispielsweise nach kurzem Bemühen, eine Rolle in Bewegung zu setzen, die aus Bristolkarton (dem Stoffe, auf dem die Visitenkarten gedruckt werden) folgendermaßen gefertigt ist: Man lasse sich von einem Drechsler etwa ein Dutzend solcher Karten, zwischen Holz festgepreßt, auf einmal rund drehen auf einen Durchmesser von etwa 40 mm. Zwischen zwei der so erhaltenen kleinen Kartonscheiben werden mittelst Syndetikon 3 Streifen aus dem gleichen Karton ganz exakt geschnittene Parallelogramme von 50 × 15 mm geklebt, die sich in der Achsenlänge des zu bildenden Drehkörpers berühren. Am besten werden sie auch in dieser Achse mit einer Spur des Klebemittels aneinander befestigt.

Um diese Kleberei leicht von Hand gehen zu lassen, läßt man sich vom Drechsler einen Holzkörper von 50 mm Länge und 39 mm Durchmesser drehen, den man durch drei Schnitte bis zur Mitte der Achse in drei gleiche Teile teilen läßt. Die Schnitte müssen einander unter 120° treffen.

Man stellt nun einen der Schnitte senkrecht auf den Rand einer der Kreisscheiben aus Karton und befestigt zwei der vorgenannten Parallelogramme daran, darauf schiebt man den zweiten Schnitt ein und klebt nun das dritte Kartonstück an und darauf schiebt man den letzten Schnitt ein. Man hat nun einen festen handlichen Körper, auf dem man die zweite Kreisscheibe leicht aufkleben kann. Nach dem Trocknen des Klebstoffes — was eine Stunde etwa dauert — kann man den Bewegungskörper fertig aus der Hilfsform herausnehmen. Legt man denselben auf eine glatte Spiegelglasplatte, die auf dem Tische genau horizontal mittelst feiner untergelegter Holzkeile festgelegt ist, so kann man durch Konzentration des Willens, indem man scharf auf den Mittelpunkt des Kartonsystems blickt, dasselbe in Bewegung setzen. Natürlich nur in der Richtung vom Experimentator aus vorwärts — niemals kann man ihn auf sich zulaufen lassen. Die vom Willen ausgehenden Kräfte können nur im positiven Sinne wirken, niemals im negativen.

Ganz entschieden ist abzuraten, den Versuch mittelst einfach ausgeschnittener Kreisscheiben zu machen. Auch beim sorgfältigsten Arbeiten gelingt es nicht, den Schnitt absolut kreisförmig zu führen, man erhält ein Polygon. das natürlich, wenn der Bewegungskörper geklebt ist, auf einer solchen Polygonseite ruhen bleibt und nicht in Bewegung kommt.

Eine andere, sehr leicht auszuführende Art, die Bewegung von Gegenständen durch den Willen zu untersuchen, besteht darin, leichte Körper an einem langen Faden, am besten von der Decke eines Zimmers aus, aufzuhängen.

Ich versuchte unter anderem eine Glaskugel, innen versilbert, wie sie zum Schmucke der Weihnachtsbäume dienen. Sie hatte 50 mm Durchmesser, der Haken, der nur lose in ihrem oberen Ansatze eingesteckt war, wurde mit einer Spur Klebestoff befestigt, um jedes Verändern seiner Lage unmöglich zu machen. Die Kugel wog 4,4 g.

Um Luftströmungen fern zu halten, wurde ein Becherglas — aus sehr dünnem Glas, wie es zu chemischen Zwecken dient — darum gestellt, das von mir gebrauchte hat 10 cm Durchmesser und 19 cm Höhe. Die Kugel schwebte in der Mitte desselben.

Zu diesen Versuchen dürfen aber nur die sog. „schlechten, billigen“ Qualitäten von Bechergläsern aus Thüringer Glas genommen werden. Böhmisches und noch mehr Jenaer Glas setzt dem Durchgange der „Willensstrahlen“ ein grösseres Hindernis entgegen; sie werden zum größten Teile davon absorbiert (= umgewandelt). Am besten arbeitet man natürlich ohne Glasumhüllung der Kugel. Gegen Luftströmungen und besonders die Luftbewegung, die durch das Atmen des zu Prüfenden hervorgebracht werden, schützen Pappwände, die rechts und links von der Kugel aufgestellt werden und die sich vorn unterhalb der Kugel durch ein niedriges Stück verbinden. Bei meinen Versuchen waren diese Pappwände im Innern mit Silberpapier beklebt.

Als eine Substanz, die dem Durchgange der „Strahlen" kaum ein Hindernis bildet, habe ich eine Gelatineplatte gefunden, wie sie der Handel in prachtvoll durchsichtiger Qualität bringt. Leider sind diese oft mit Alaun stark gehärtet und dieser Körper als solcher ist an sich ein stärkeres Absorbens für diese „Strahlen". Aber mit leichter Mühe sind solche klare Gelatineplatten ohne Alaunzusatz herzustellen. Man gießt in eine Entwicklungsschale für photographische Platten, etwa für 9×12, eine Schicht Quecksilber, 4—5 mm genügen, und stellt diese Schale an einen ruhigen staubfreien Ort. Auf diese Quecksilberschicht gießt man eine Schicht von 1—$1^1/_2$ mm Stärke, bestehend aus reiner photographischer Gelatine.

2 Tafeln davon in Wasser gequollen, sie wiegen etwa 3,4 g
man setzt dazu an klarem reinem Glyzerin . . . . . . 0,5 g
und an Zucker . . . . 0,1 g

Die Mischung wird im Wasserbade bei möglichst niedriger Temperatur geschmolzen und 0,1 ccm = 10 Tropfen Formalin zugesetzt und umgerührt.

Diese Schicht erstarrt zu einer niemals spröde und hart, also niemals brüchig werdenden Tafel, die man mittelst eines vierseitig gebogenen Drahtrahmens herausnimmt. Derselbe wird zusammengelötet und nachher lackiert, man läßt ihn in der auf dem Quecksilber in dünner Schicht befindlichen Gelatine schwimmen, faßt dieselbe nach dem Eintrocknen und kann sie als Schutztafel überall verwenden.

Vier solcher Tafeln — deren jede etwa 0,2 mm Stärke hatte — hintereinander geschaltet gaben bei einer geprüften Person eine kaum geminderte Intensität der Willenskraft. Dagegen gaben vier Spiegelglastafeln à 1,2 mm Stärke eine Verminderung der Kraft auf etwa $^1/_4$ der ursprünglichen!

Bei den Versuchen, die Kugel in Bewegung zu setzen, hat man seinen Willen auf deren Mitte zu konzentieren und diese scharf mit dem Blick zu erfassen. Gleitet der Blick nur ein wenig zur Seite, so tritt das ein, was auf dem Billard ein exzentrischer Stoß genannt wird. Die Kugel weicht aus und wird nach der entgegengesetzten Seite getrieben. Es entsteht ein elliptisches Pendeln derselben in der Querrichtung. — Man muß solche Versuche abbrechen und die Kugel erst wieder zur Ruhe kommen lassen, ehe man sich vergebens abmüht.

War diese obengenannte Kugel mittelst eines feinen Drahtes von 0,05 mm Stärke aufgehängt, so gelang es nicht, sie in Bewegung zu setzen, wohl aber wenn zum Aufhängen ein feiner gut gewachster Seidenfaden genommen wurde. Leicht gelang es, die Kugel zum Anschlagen an den gegenüberliegenden Rand des Becherglases zu bringen.

Wurde der Draht im ersten Falle nicht am Haken der Decke direkt befestigt, sondern unter Zwischenschiebung eines Porzellanringes, dann gelang der Bewegungsversuch fast ebensogut.

Einen gleichen Erfolg hatte ich mit einem mit Metallfarben bunt bemalten Zelluloidballe, der in jedem Spielwarengeschäft zu haben war. Derselbe hatte 5,4 cm Durchmesser und wog nur 4,9 g. Zum Aufhängen desselben wurde ein feines Loch in seine dünne Haut gebohrt und ein aus einem Glasfaden gebogener Haken von einigen Millimetern Höhe eingekittet; sein Gewicht betrug 0,01 g.

Auch dieser Ball folgte dem Willen und schlug an den Rand des ihn vor Luftströmungen schützenden Becherglases nach kurzer Zeit an[1]).

Lange Aufhängefaden wählte ich deshalb, um ein merkbares Heben der Kugeln beim Versuche zu verhindern, was die Frage vielleicht kompliziert haben würde; die Bewegung der Kugel geht in einer horizontalen Linie während des geringen Ausschlages. (Es sei daran erinnert, daß in der Trigonometrie die Tangente und der Sinus bis 2° als identisch angesehen werden, und da das entsprechende Bogenstück des Kreises dazwischen liegt, kann es als gerade Linie angesprochen werden). Es gelang unter keinen Umständen, eine Christbaumkugel gleicher Art, wie vorhin beschrieben, in Bewegung zu setzen, wenn ihre Versilberung durch einige Tropfen Salpetersäure aufgelöst und sie nach dem Ausspülen in gut trockenem Zustande — sie war wenigstens 30 Stunden im Trockenschranke gewesen und es war mehrfach die Luft darin, durch Aussaugen mittelst einer Kapillare, gewechselt worden, um jede Spur von Feuchtigkeit zu entfernen — dem Versuch unterworfen war. Manchmal, wenn eine Störung in der Willenskonzentration eintritt, schlägt der Ball zurück, weil die treibende Kraft aussetzt. Man darf sich in diesem Falle nicht ermüden, den pendelnden Ball weiter anzutreiben, denn es gelingt nur sehr schwer, seine Kraft synchronisch den Pendelungen anzupassen. Beim Gegenlauf bremst die Kraft und der Ball kommt schnell zur Ruhe. Am besten versucht man noch einmal seinen Willen an dem ganz zur Ruhe gekommenen Balle. Um die Aufmerksamkeit des Blickes nicht abzulenken, habe ich bei meinen Experimenten

---

[1]) Für diejenigen, denen solche Kugeln nicht zur Hand sind, die Notiz, daß man sich leicht für ähnliche Versuche brauchbare Körper aus Papier formen kann. Man schneide drei Kreise von 55 mm Durchmesser aus weißem Briefpapier. Den einen teile man durch glatte Scherenschnitte in zwei Hälften und den andern in vier Viertel. Nun klebe man mit ein wenig Syndetikon die beiden Halbkreise so an den Vollkreis, daß zwei senkrecht zueinander stehende Vollkreise sich ergeben. Die vier Viertelstücke werden nun in die Mitten der vier eben entstandenen Winkel eingeklebt, so daß sie zusammen wieder in einer Ebene liegen. Es resultiert ein kugelförmiges Gebilde, dem die Kugeloberfläche fehlt; es läßt sich sehr leicht für diese Versuche an einem Faden aufhängen. Ein solches Gebilde aus mittlerem weißen Briefpapier von den angegebenen Dimensionen wog inkl. des verwendeten Klebstoffes nur 0,64 g.

Klebt man zwei Stücke Gold- und Silberpapier (am besten solches, welches mit Aluminiumbronze bedeckt ist) mit sehr dünnem Roggenkleister aufeinander und läßt sie glatt zwischen den Blättern eines Buches trocknen, so erzielt man daraus leicht einen Versuchskörper, welcher bei einem Gewichte von 1,4 g auch die Ladefähigkeit, bzw. Umwandlung der Kraft des „Wollens“ in „Elektrische Kraft“ studieren läßt. Für manche Versuche sind diese Körper zu leicht und muß man dann einen Tropfen Siegellack am unteren Ende des Fadens ankleben, um diesen etwas zu spannen.

ein größeres Stück Wellpappe um den Apparat gestellt, in einer Entfernung von etwa 25 cm vom Rande des Becherglases. Dieser eintönige Hintergrund begünstigt nicht eine Gedankenabschweifung. Auch diese Versuche bestätigten den Befund der Wageversuche: Glas lässt den „Willen“ hindurch, er wird nicht in motorische Kraft umgewandelt.

Wurde bei der versilberten Kugel die „Willenskraft“, die vielleicht in Elektrizität umgewandelt wird (Ionenladung), durch den Faden abgeleitet, so tritt keine Bewegung ein, wohl aber dann, wenn die Ableitung durch die gewachste Seide oder den eingeknoteten Porzellanring verhütet wurde.

Ein gleiches gilt von dem Wageversuch. Die Wageschale ist mittelst Bergkristallschneiden vom, meist aus Aluminium hergestellten, Wagebalken isoliert. Sie kann also die Kraft aufnehmen und umwandeln und einige Zeit aufspeichern. Da beide Wageschalen isoliert aufgehängt sind, beide haben Kristallschneiden, kann die der einen Wageschale mitgeteilte Kraft nicht auf die andere übergehen, es kann also die Differenzwirkung eintreten. Die „Entladung“ der Schalen erfolgt durch die Berührung mit den Pinseln bei der Arretierung, wodurch die statische Ladung zur Erde abgeführt wird.

Wir hätten also wahrscheinlich eine Umwandlung der „Willenskraft“ in „elektrische Kraft“ beim Auftreffen auf geeignete Körper und wäre das ganze Phänomen ein leicht verständliches geworden.

Was die Bewegung des Rollkörpers aus Bristolkarton angeht, so hätten wir einen ladungsfähigen Kollektor, der auf bestem isolierenden Fuße — der Spiegelscheibe — ruht und nun von den weiter andringenden „Willensstrahlen“ — die gleichnamige Elektrizitätsbildung beim Auftreffen darstellen — zurückgestoßen wird.

Eine solche Umwandlung ist nichts Ungewöhnliches im physikalischem Sinne. Ich erinnere nur an das für uns unsichtbare ultraviolette Licht, das beim Projizieren eines Spektrums hinter dem violetten Lichtbande liegt — aber für unser Auge unerkennbar ist. Schieben wir aber einen Streifen von fluoreszierendem Glase auf das Spektralband, so finden wir nun das Spektrum weit über das sichtbare Violett verlängert, und ein gleicher Erfolg entsteht, wenn wir ein mit Chinin bestrichenes Papierblatt zum Auffangen des Spektrums benützen. Unsere „Arbeitshypothese“ leuchtet ein, wenn wir beachten, daß diese Willenskonzentration eine merkbare Anstrengung des Gehirns darstellt, die oft ganz empfindlichen Kopfschmerz im Gefolge hat, der lange nachhält, ehe er abflaut. Versuche sind also nicht für jeden zu empfehlen und dürfen auch nicht zu lange andauern, wenn der Experimentator nicht Schaden leiden will.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß es auch Personen gibt, denen ihre Konstitution eine andauernde Beschäftigung mit derartigen Fragen gestattet. Dem Schreiber dieses gelang es früher leicht, jene motorischen Wirkungen zu erzielen, jetzt, in vorgerücktem Alter, fällt es ihm schwer, sich mit diesen Studien abzugeben.

Ob dies nicht mit der fortschreitenden Rückbildung der Zirbeldrüse zusammenhängt, mit ihrer gewaltigen Zunahme an Bindegewebe und der damit verbundenen Verkalkung?

Wie ich bereits vor 5 Jahren aussprach [1]), haben wir in der Stirnhöhle die Endorgane des früheren Einauges des Menschen zu suchen, dessen allerdings verkrüppeltes Organ die Zirbeldrüse darstellt, die Glandula pinealis der Hirnanatomie, die wahrscheinlich in früheren Epochen der Entwicklungsgeschichte des Menschen zur Erkennung elektrischer Strömungen besonders organisiert war. Wenn diese Endorgane zur Rezeption elektrischer Spannungsunterschiede befähigt erscheinen, dann dürfen sie wohl auch zum Aussenden kleiner Kräfte dienlich erscheinen, die bei ihrer Umwandlung als elektrische Kräfte statischer Art anzusprechen sind.

In einem Aufsatze, betitelt: „Was heißt Sensitiv?“, Psych. Stud. 1924, S. 540, habe ich nachgewiesen, wie sehr gewisse Personen für solche äußere Spannungsunterschiede empfindlich sind. Meist verliert sich diese Empfindlichkeit mit den Jahren. In der Jugend vor der Pubertätsentwicklung ist sie am größten, und zu dieser Zeit und bei manchen Personen noch bis Ende der zwanziger Jahre ist sie zur Anstellung aller in unserer Hinsicht in Betracht kommenden Versuche in reichem Maße noch vorhanden.

Zu ihrer Erprobung kann eine einfache Versuchsanwendung dienen, deren Beschreibung die nachfolgenden Ausführungen gewidmet sind.

Ist unsere „Arbeitshypothese“, das Denken sei mit einer in elektrische Spannung umwandelbaren physikalischen Kraftäußerung verbunden, richtig, so muß diese gemessen werden können.

Das „Wie“ war nun die Frage, zu deren Ergründung zahlreiche vergebliche Versuche angestellt wurden.

Zunächst wurde versucht, die Versuchsperson vor einen Hohlspiegel zu setzen, in dessen konjugierten Punkt [2]) ein feines Elektrometer seine Auffangvorrichtung streckte. Ich glaubte auf diesem Wege eine größere Menge der elektrischen Kraft sammeln zu können.

Aber aus welchem Materiale ist der Hohlspiegel zu wählen? Glas läßt, wie wir sahen, anscheinend diese Strahlen hindurch, Metall nimmt sie auf und verwandelt sie in elektrische Kraft, die entweder abgeleitet wird — oder wenn der Hohlspiegel isoliert aufgestellt wird, sich darauf ansammeln, aber nicht reflektiert werden kann. Es schien aus vorläufigen

[1]) Seite 32 in „Wunschelrute und siderischer Pendel“ (Okkulte Welt 1923/24).

[2]) Zur Erläuterung des Begriffes konjugierter Punkte sei daran erinnert, daß jeder Hohlspiegel, der die Form eines Kugelabschnittes hat, alle Strahlen, die aus dem Unendlichen kommen, die also parallel einfallen, in seinem Brennpunkte vereinigt. Strahlen, die aus seinem Mittelpunkte kommen, werden in diesen reflektiert. Strahlen, die aus einem zwischen Unendlich und dem Mittelpunkte des Kugelabschnittes liegenden Punkte kommen, fallen zwischen den Mittelpunkt und den Brennpunkt. Je näher der aussendende Punkt am Mittelpunkte des Spiegels liegt, um so näher liegt ihr Vereinigungspunkt am Mittelpunkte. Die Stellungen des Strahlenaussenders und des Vereinigungspunktes der reflektierten Strahlen nennt man konjugierte Punkte.

Versuchen hervorzugehen, daß Paraffin geeignet sei, diese Strahlen zu reflektieren.

Deshalb wurde ein Hohlspiegel aus Papier geklebt, indem eine ganze Menge von Papierstreifen kreuz und quer über eine gefirnißte Kugel gelegt wurden und mit Roggenmehlkleister aufeinander befestigt wurden. Es resultierte eine Kugelkalotte aus „Papier maché“, die nach dem vollständigen langsamen Trocknen mit Paraffin getränkt wurde und nachher in ihrer Höhlung noch mit demselben dick überzogen wurde. Um den Überzug zu glätten, wurde eine mit kochendem Wasser gefüllte runde Kochfläche in seine Nähe gebracht und in geringer Entfernung kreisförmig hin- und hergeführt, wobei die Kugelfläche fortwährend gedreht wurde, derart, daß gerade das zu behandelnde Stück horizontal lag. Es war eine recht mühevolle Arbeit, die aber ein ganz leidliches Resultat gab. Der von mir vorversuchte Hohlspiegel hatte einen Durchmesser von 33 cm. Sein Radius betrug also 16 $^1/_2$ cm. Der Brennpunkt lag 8 $^1/_4$ cm von der Kugelfläche ab. Saß die Versuchsperson mit ihrer Stirn $^1/_2$ m von der Kugelfläche entfernt, so lag der Kreuzungspunkt der reflektierten Strahlen 9,2 cm von der Kugeloberfläche ab. Saß das Objekt mit der Stirn 40 cm von der Spiegelfläche ab, dann war der Vereinigungspunkt bei 9,9 cm. Die Unterschiede mögen z. T. von der Ungenauigkeit meines Spiegels und seiner Montierung stammen, zum größten Teile setze ich sie auf die Lage des Ursprungspunktes der Strahlen, der einige Zentimeter hinter der Vorderseite des Kopfes liegt; es ist außerdem zu beachten, daß der Ausgangspunkt kein Punkt ist, sondern eine Fläche — anscheinend einige hundert Quadratmillimeter groß — die natürlich kein punktförmiges Bild liefert.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein mit den nötigen Hilfsmitteln ausgestattetes Institut in der Lage sein wird, den Sitz des Ausgangspunktes der „Kraft“ in der Kopfhöhle genau festzulegen.

Als Elektrometer diente ein W. Thomsonsches Quadrantelektrometer, als Auffänger eine vergoldete Messingkugel von 4 mm Durchmesser. Die Zuleitung zum Elektrometer war mittelst Bernsteinfassung durch eine gut isolierende Glasröhre frei hindurchgeführt.

Trotzdem mit aller Sorgfalt gearbeitet wurde, konnte kein positives Resultat auf diesem Wege erzielt werden, nur die Wahrscheinlichkeit wurde gezeigt, daß der Versuch mit feinerem Elektrometer gelingen werde. — Ein solches ist zur Zeit aber nicht zu beschaffen ... Wenn ich trotzdem meine Versuchsanordnung ausführlich gab, so geschah es in der Erwartung, es werde später einem besser ausgestatteten Forscher gelingen, diesen Weg zu Ende zu gehen. Es mußte eine andere Methode gesucht werden, die Umwandlung der „Gedankenkraft“ in elektrische Spannung zu zeigen.

Ich verfiel auf ein H. W. Schmidtsches Elektroskop mit Mikroskopablesung, in der Form, wie es für die Untersuchung radioaktiver Körper benutzt wird.

Es wurde auf ein Potential von etwa 150 Volt aufgeladen und der Ab-

fall der Spannung beobachtet. Wurde der Zuleitungsknopf aus Aluminium genommen, so konnte im Momente der Formulierung der Gedankenarbeit ein plötzlicher starker Spannungsabfall festgestellt werden. Als Versuchspersonen dienten Schulkinder im Alter von 9—14 Jahren, welchen einfache Aufgaben gestellt wurden aus dem Gebiete des Kopfrechnens, der Geographie und der Geschichte, die meist mit einem Worte oder einer Zahl beantwortet werden konnten.

Wenn der normale Spannungsverlust des Elektroskops unter den Verhältnissen meines Arbeitsraumes etwa 1 Volt pro Minute betrug, so fiel er im Momente des Aussprechens der Antwort, d. h. im Augenblicke des Zuckens des Mundes zur Antwort, um 3—5—8 Volt, unter Umständen, wenn die Antwort sehr prompt erfolgte, 15—18 Volt. Die Zeit der Antwort war nicht vorauszusehen. Sie entfiel ganz unregelmäßig über den Verlauf des Zeigers über die Instrumentenskala. Ein Einwurf, es handle sich um eine schlechte Montierung des Elektrometers, ist somit ausgeschlossen. Obschon eine ganze Reihe von Versuchen angestellt wurden, konnten keinerlei Regelmäßigkeiten betreffend Alter, Geschlecht oder Fähigkeit der Schüler festgestellt werden. Es hätte dazu eine größere Zeitspanne zur Verfügung stehen müssen und die Mitarbeit von interessierten Lehrern, die damals nicht zu finden waren.

Als ich später diese Beobachtungen nochmals vornahm, um sie weiter auszubauen, beschloß ich, eine etwas bequemere Methode zu versuchen, denn jedem Sachkenner ist es ersichtlich, wie schwierig die Handhabung eines Elektrometers in Anwesenheit von mehreren Personen ist. Statt der elektrometrischen Messung versuchte ich eine Strommessung einzuführen, die gegen jene Störungen — auf welche hier nicht einzugehen ist — mehr gefeit ist,

Ich baute zwei gleichartig auf der Drehbank gewickelte Spulen von Draht von 1,35 mm Dicke, die je einen Zylinder von 25 cm lichter Weite und 23 cm Höhe darstellen. Die Drahtwindungen berühren einander nicht; sie sind um sechs runde Stäbe, die im Sechseck zwischen zwei kräftigen Holzringen eingeleimt sind, gewickelt. Diese beiden Solenoide wurden an den Enden eines Stabes von 1,10 m Länge isoliert aufgehängt und dieser in der Mitte drehbar auf einem Stativ von 1,75 m Höhe befestigt. Das System bildete eine Art Wage, auf deren Wagebalken die Drähte für die elektrischen Leitungen gut isoliert befestigt waren, damit bei dem nötigen Hantieren keinerlei Änderungen in denselben möglich werden sollten. Die Windungszahl beider Solenoide war 27.

Auf den Wagebalkenenden ruhten je zwei Kondensatoren von genau gleicher Größe, also genau gleicher Kapazität. Sie bestehen aus runden Stanniolblättern, die glatt auf Glasscheiben aufgeklebt sind und mittelst Zelluloidstreifen von 0,06 mm Stärke in genau gleichem Abstande gehalten werden. Meine Kondensatoren haben einen Durchmesser von 9 cm.

Die oberen Enden der Solenoide waren fest mit den unteren Kondensatorplatten verbunden. Die oberen Kondensatorplatten untereinander ebenso.

Die unteren Enden der Solenoide gingen zu den entsprechenden Klemmschrauben eines Differentialgalvanometers. Dasselbe besteht aus zwei genau gleich langen, gut isolierten Drähten, die miteinander aufgewunden sind. Leitet man durch den einen Draht einen Strom und durch den zweiten Draht einen gleich starken Strom von entgegengesetzter Richtung, so bleibt eine im Mittelpunkt des Galvanometerstromkreises schwingende magnetische Nadel in Ruhe, weil die beiden Wirkungen einander aufheben.

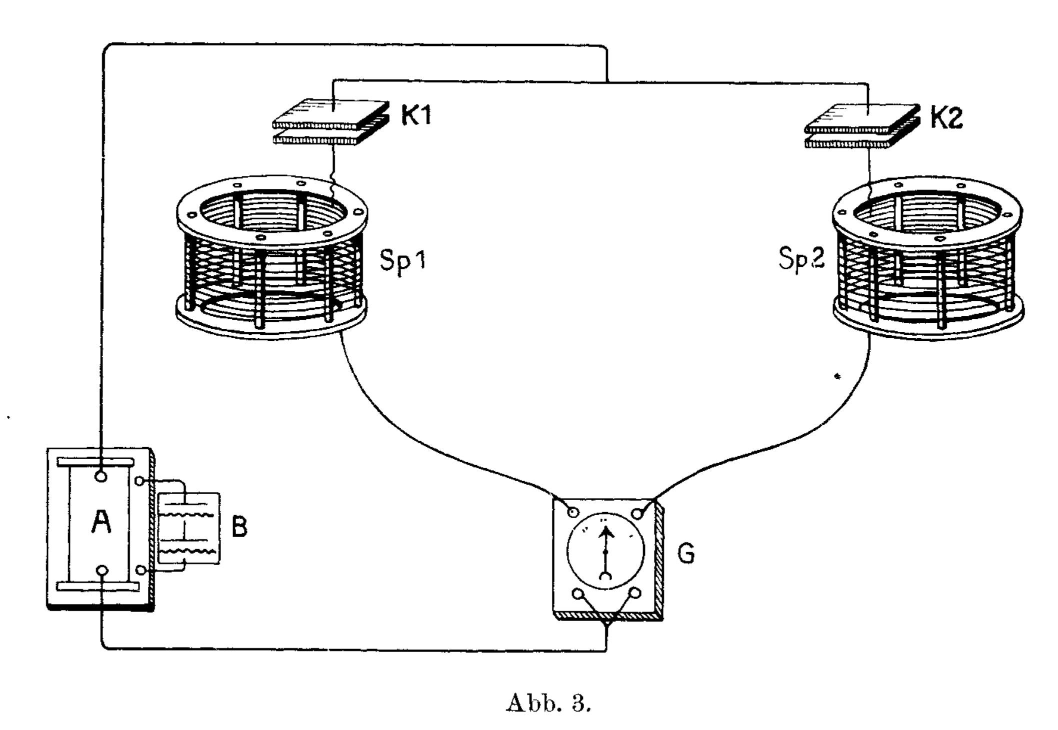


Abb. 3.

Eine schematische Darstellung der Vorrichtung. A=Wechselstromerzeuger. B=Batterie von zwei Elementen (Akkus). G=Differentialgalvanometer. Sp 1=Spule 1, in welche der Kopf der Versuchsperson kommt. Sp 2=Spule 2, in welche der (zum Ausgleich des statischen Feldes bestimmte) Puppenkopf gestellt wird. K 1 und K 2=zwei gleiche Kondensatoren, von denen die oberen Platten verschiebbar sind zum Ausgleichen ungleicher elektrischer Verteilung im System.

Die freien Polschrauben des Galvanometers stehen mit einem Wechselstrom erzeugenden Induktorium in Verbindung, dessen anderer Pol mit der Mitte des Verbindungsdrahtes der beiden oberen Kondensatorplatten in Kontakt ist [1]).

Ist das Stromsystem genau ausgeglichen, d. h. sind alle Teile gleichwertig, dann werden die beiden Kondensatoren abwechselnd gleich stark geladen und entladen. Solange im System keine Änderung eintritt, zeigt das Differentialgalvanometer keinen Ausschlag, weil der entstehende Gleichstrom in den beiden Hälften des Systems gleich stark ist. Wird die eine

[1]) Der Hammer des den Wechselstrom erzeugenden Induktoriums war durch einen Mikrophonkontakt „Summer“ ersetzt; es werden dadurch nur Widerstandsschwankungen im Primärkreise erzeugt und man erhält fast reine Sinusschwingungen im Wechselstromkreise.

Hälfte durch irgend eine elektrische Kraft gestört, dann zeigt sich ein Ausschlag des Galvanometers. Zum Verständnisse dieser etwas ungewohnten Art der Schaltung sei den Nichtphysikern unter den Lesern kurz gesagt, daß, wenn statt des Wechselstromes ein Gleichstrom an den genannten Stellen angelegt würde, überhaupt kein Strom im System zirkulieren könnte, weil die Kondensatoren als Stromunterbrecher dienen.

Der Wechselstrom von hoher Spannung ladet aber die einander gegenüberstehenden Kondensatorplatten und haben diese in jedem Augenblicke die Spannung der Stromquelle. Die Spannung der Platten wechselt aber konstant zwischen positiver Elektrizität und negativer Elektrizität. Es ist ein permanentes Schwingen zwischen Maximum und Minimum, es kommt so ein Strom zustande, den das Galvanometer anzeigt, wenn er nur einseitig hindurchgeht. Da aber beide Stromhälften an das Galvanometer angeschlossen sind, und zwar gegeneinander, so kann, solange der Strom in beiden Hälften gleich stark ist, kein Nadelausschlag resultieren.

Sowie aber in einer Hälfte des Systems irgend eine sekundäre elektrische Kraft wirkt, wird je nach der Art derselben ein Nadelausschlag in der einen oder andern Weise erfolgen.

Eine hohle Pappmaché-Kopfform, wie sie zum Garnieren von Hüten und ähnlichen Arbeiten benützt werden, wurde in das Innere des einen der beiden Solenoide gestellt, in das Innere des andern steckte die Versuchsperson den Kopf. Sie war gebeten, an nichts zu denken und erst zu reagieren, wenn eine direkte Frage an sie gestellt wurde.

Ein geringes Verstellen des einen der beiden Kondensatoren brachte die beiden Hälften des Systems wieder ins Gleichgewicht; das Differentialgalvanometer stand auf Null ein.

Wurde nun plötzlich der Versuchsperson eine Frage zugerufen (z. B. „Wieviel ist 8 × 7?“ oder „die Hauptstadt von Polen heißt?“), so trat im Momente des Denkens eine erhebliche Störung des elektrischen Feldes ein. Die Ladung des Solenoids, das den „Denkenden“ umgab, wurde entspannt. Wir dürfen wohl daraus entnehmen, daß beim Denkprozeß irgend welche .... (sagen wir kurz einmal) Elektronen den Kopf verlassen und den elektrischen Zustand des Solenoids verändern. Leider waren die Ausschläge des mir zu Gebote stehenden Differentialgalvanometers, obwohl recht kräftig, doch nicht zu messenden Versuchen zu verwenden. Meine Arbeit ist in dieser Hinsicht nur als eine wegsuchende zu bezeichnen. Mit einem so unvollkommenen Instrumentarium, wie es z. Zt. den Privatpersonen zu Dienste stehen kann, sind weitergehende Forschungen nicht zu ermöglichen. Es gelang aber, das Prinzip des Verfahrens festzustellen und darzutun, daß besser ausgerüsteten Forschern hier ein Weg zu dankenswerter Betätigung sich bietet.

Außer mit diesen Versuchen beschäftigte ich mich, die Wirkung der vom Kopfe ausgehenden „Strahlen“ auf eine Branlysche Röhre zu studieren. Eine solche, mit Silber- und Nickelfeilspänen gefüllt, wurde in der Achse eines Paraffinhohlspiegels aufgestellt und die zu prüfende Person

in den konjugierten Punkt gesetzt. Beim Denkprozeß läutete eine eingeschaltete Glocke; um ihn zum Schweigen zu bringen, mußte die Branlysche Röhre angeklopft werden. Ein recht umständlicher Prozeß.

Als später die hochempfindlichen Radiodetektoren in den Handel kamen, wurden die Versuche mittelst dieser aufgenommen. Ein Telephon diente als Empfänger und zwar in der einfachen Schaltung oder als sekundäre, wobei Blockkondensatoren zwischengeschaltet waren. Das Knacken, das beim Auftreten der Gedankenstrahlen sich hören ließ, war je nach der Intensität des Denkprozesses von verschiedenem Grade. Wie diese Versuche in vergleichende, messende umzugestalten sind, wird die nächste Zeit lehren.

Da aber, wie aus verschiedenen Vorstudien hervorgeht. die in Frage kommenden Wellen eine sehr kurze Wellenlänge haben, ist mit rundfunkähnlichen Geräten nichts zu erreichen. Es wird am meisten zu erreichen sein mit der von mir angewendeten Branlyschen Röhre, vielleicht mit einer Füllung von Silber- und Bleiglanzraspelspänen. Jedenfalls dürfte die Wellenlänge weit unter 10 cm liegen.

Eine empfindliche Störung erlitten meine Arbeiten durch die fremde Besatzung, die hier im besetzten Gebiete doch oft unangenehmer sich fühlbar macht, als den im freien Vaterlande Lebenden denkbar. Manche Haussuchung habe ich erlitten; man vermutete eine Beschäftigung mit radiotechnischen Experimenten und suchte die Ursache von, den fremden Radiobetrieb arg störenden, Erscheinungen u. a. auch in meinem Arbeitsraume. Trotzdem ich keinerlei derartige Absichten hatte, war doch schon das Vorhandensein von Spulen, Widerständen, Akkubatterien, Galvanometern usw. recht verdächtig. Ich gab also der freundlichen Mahnung eines fremdländischen höheren Militärs nach und enthielt mich weiterhin einer für meine Freiheit so gefährlichen Übung. Hoffentlich können wir bald wieder frei uns der Wissenschaft widmen.

Fertiggestellt Januar 1923.
Eingegangen November 1925.

Taschenspiel und Okkultismus.

Von Prof. Dr. med. *Artur Kollmann,* Leipzig.

(Schluß.)

Um sich vor Betrug zu schützen. läßt man neuerdings das Medium, statt es wie früher zu binden, von einer oder mehreren Personen an den Armen und Beinen festhalten. Die übrigen an der Sitzung Teilnehmenden müssen wie ehedem „Kette“ bilden. Diese Vorkehrungen sind aber ebensowenig Garantie gegen Täuschung, wie die Fesselungen. Schon das Festhalten des Mediums ist eine unsichere Sache. Das Medium bekommt in seinem Trancezustand gewöhnlich Zuckungen, und im Dunkeln weiß man zuletzt gar nicht mehr Bescheid, hauptsächlich, wenn die Sitzung stundenlang dauert.

Wie ein Medium, obwohl es an Händen und Füßen festgehalten, resp. von dem rechten und linken Nachbar wenigstens dort berührt wird, sich von dieser Kontrolle befreien kann, wird in dem schon früher erwähnten Buch von Prof. Lehmann („Aberglaube und Zauberei") erörtert, und zwar in Abschnitt III, Kap. 26, die physikalischen Manifestationen. Es werden an dieser Stelle u. a. Sitzungen von Richet und Moll mit dem italienischen Medium Eusapia Palladino besprochen. Moll beschreibt auch die Art, wie das Medium sogar beide Hände und beide Füße freibekam, wodurch es in den Stand gesetzt wurde, die überraschenden Phänomene und Manifestationen ohne Mühe selbst zu erzeugen. Noch ausführlicher als in dem Buch von Lehmann wird dieser Gegenstand in dem am Schluß dieses Aufsatzes zitierten großen Werk „Der physikalische Mediumismus" behandelt.

Die soeben erwähnten Tricks lassen sich natürlich von einem Helfershelfer auch beim Bilden der „Kette" der übrigen Sitzungsteilnehmer anwenden.

Ein anderer Trick, um beim Bilden der „Kette" eine Hand frei zu bekommen, wurde vor kurzem von dem Zauberkünstler Hugos beschrieben (Magie, Monatsschrift des magischen Zirkels, Mai 1925). Hugos verwendet einen Handschuh mit ausgestopftem kleinen Finger, den er im gegebenen Moment schnell hinlegt; die nebenan sitzende Person glaubt den wirklichen kleinen Finger zu berühren.

Eine wissenschaftlich wirklich zuverlässige Methode, die Bewegung der Medien stets zu kontrollieren, ist die von Geh. Rat Sommer bereits 1921 angegebene („Zur Kontrolle der Medien im Gebiet des Okkultismus und Spiritismus", Deutsche med. Wochenschrift 1921, Nr. 23). Sie ermöglicht für beide Hände und für beide Füße eine Darstellung aller Bewegungen in Form von Kurven, ohne daß die Bewegungen des Mediums irgendwie gehemmt werden.

In älteren Berichten über okkultistische Sitzungen liest man oft von Geisterhänden und Geistergesichtern, die im Finstern sichtbar wurden, wenn man darnach griff aber wieder verschwanden. Man kann dies mit einfachen Mitteln auf natürlichem Wege ausführen. Man nehme z. B. ein dünnes Stäbchen und befestige an dem einen Ende desselben ein Stück von schwarzem Karton; auf der einen Seite von diesem hat man mit Leuchtfarbe eine Geisterhand oder ein Geistergesicht gemalt. Im Finstern wird das Gemalte leuchten, und wenn man es hin- und herbewegt, ist der Zuschauer nicht imstande, die Entfernung von sich richtig zu taxieren. Greift jemand darnach, so dreht man die Scheibe um, und das Phänomen ist verschwunden.

Ein guter Trick war früher auch der, daß das Medium unter seinem gewöhnlichen Anzug noch ein schwarzes Trikot trug, auf dessen vorderer Seite mit Leuchtfarbe ein Skelett gemalt war. In der Dunkelsitzung zog das Medium den Anzug aus, legte ein Paar gleichfalls präparierte schwarze Handschuhe und eine schwarze Gesichtsmaske an, und ging nun im Trikot unter den Zuschauern umher. Drehte es sich um, so war die Erscheinung natürlich verschwunden. Als man diese Tricks allgemein als solche erkannt hatte, nahmen die Medien ihre Zuflucht zu Mullstücken, die, mit leuchtenden Sub-

stanzen imprägniert, in einzelnen kleineren Teilen an verschiedenen Stellen ihres Körpers verborgen wurden. Sie konnten diese sowohl als Geistergewand umhängen, als auch aus ihnen verschiedene Gestalten formen, die man bei Öffnung des Kabinetts abseits von dem in Trance befindlichen Medien wahrnahm.

Ein besonderes Kapitel für sich bildet die Tafelschrift, die wohl von allen bedeutenden Medien vorgeführt worden ist. Am meisten bekannt und erörtert wurden die Versuche, die der Leipziger Professor Zöllner diesbezüglich mit dem Medium Henry Slade vornahm. Die Tafelschrift wird erzeugt durch zwei ganz verschiedene Methoden. Bei der einen werden Tafeln verwandt, die präpariert sind, bei der andern benutzt der Vortragende aber ganz gewöhnliche Tafeln ohne jede Präparation. Die Schrift bringt er dann dadurch hervor, daß er unter einem Fingernagel ein ganz kleines Stück Schiefer, Kreide oder eine andere harte Schreibmasse eingeklemmt hat. Man kann dazu den Zeigefinger verwenden; leichter arbeitet es sich aber mit dem Daumen. Auch kleine Hilfsapparate, an denen ein winziges Stück Schreibmasse befestigt ist, werden zur Ausführung dieses Tricks empfohlen; sie sind so konstruiert, daß sie leicht an dem schreibenden Finger befestigt werden können. Die Tafel wird stets auf der einen Seite mit dem Daumen, auf der anderen aber mit den vier übrigen Fingern erfaßt. Damit die Zuschauer das Schreiben nicht bemerken, wendet man die betreffende Seite der Tafel von ihnen ab, oder man hält die ganze Tafel unter den Tisch. Es würde zu weit führen, in diesem Aufsatz auf die Einzelheiten dieser Tafelexperimente näher einzugehen.

Andere öfters vorkommende Täuschungen betreffen das akustische Gebiet. Man weiß vom sog. Bauchreden her, wie leicht man sich betreffs des Ortes, von dem der Schall kommt, irrt. Der Vortragende bewegt eine Puppe, während er selbst, vor allem in seinem Gesicht, ganz ruhig bleibt, und unwillkürlich glaubt man, daß das Gesprochene von der bewegten Puppe kommt. Aber auch bei ausgeschaltetem Sehen ist diese Unsicherheit vorhanden, ja sie ist hierbei sogar noch stärker ausgeprägt. Um sich davon zu überzeugen, lasse man z. B. eine Person auf einem Stuhl Platz nehmen und binde ihr ein Tuch um die Augen. Dann nehme man zwei kleine metallene Gegenstände, die einen lauten Klang geben, z. B. zwei Münzen, und schlage mit ihnen aneinander. Wenn man dies über dem Kopf der sitzenden Person, vor ihrem Gesicht und unterhalb des Kopfes verschiedene Male ausführt, wird man zu seinem Erstaunen sehen, wie unrichtig lokalisiert wird.

An alles dies sollte man stets denken, wenn man von merkwürdigen akustischen Phänomenen hört, die bei okkultistischen Sitzungen auftreten. Als ein Beispiel solcher Art erwähne ich die geheimnisvolle Spieldose, die angeblich durch mediale Kräfte in Bewegung gesetzt wird. Das Taschenspiel liefert uns auch dazu einen Beitrag. Seit vielen Jahrzehnten kennt man hier das Kunststück, eine jede beliebige Taschenuhr repetieren zu lassen. Um dies auszuführen, benutzt der Künstler einen zumeist in der Westentasche verborgenen Apparat, der bei einem leisen Druck des Ellbogens oder sogar nur durch tiefes Atemholen ein Schlagwerk auslöst. Bei der Produktion der pseudookkultistischen Spieldose würde es natürlich dann nicht diese sein, die

spielt, sondern eine verborgene zweite, die entweder der die Sitzung Leitende oder ein Helfershelfer, eventuell sogar das Medium selbst irgendwie in Tätigkeit setzt. In der Literatur wird von einem Fall berichtet, in dem ein solcher Trick wirklich angewandt worden ist. Die betreffende pseudo-okkultistische Sitzung fand bei hell erleuchtetem Zimmer statt. Die Spieldose wurde in ein Kistchen verschlossen auf einen Tisch gestellt; die Teilnehmer an der Sitzung und der die Sitzung Leitende saßen um den Tisch herum und bildeten Kette. Letzterer trug eine zweite Spieldose unter der Hose verborgen; sie war am Oberschenkel in der Nähe des Knies befestigt. Ein Heben des Knies und Andrücken gegen die untere Seite des Tisches ließ diese zweite Spieldose erklingen; wenn der Druck nachließ, hörte das Spiel wieder auf. Die an der Sitzung Teilnehmenden, die von dieser zweiten Spieldose nichts wußten, glaubten natürlich, daß es die in dem Kistchen verschlossene Spieldose sei, welche spiele.

Die umfangreiche Weltliteratur des Taschenspiels und des Antispiritismus macht uns mit der Ausführung aller bisher erwähnten Tricks in ihren Einzelheiten auf das genaueste bekannt. Da sie nicht jedem zugänglich ist, verweise ich deutsche Interessenten vor allem auf das schon weiter oben zitierte Buch von Karl Willmann „Moderne Salonmagie". sowie auf sein anderes Buch „Moderne Wunder" (beide im Verlag von Otto Spamer, Leipzig). Das sechste Bändchen von Willmanns illustrierter magischer Bibliothek (Leipzig, Verlag Alfred Hahn) enthält eine gedrängte Darstellung des Gegenstandes. Außerdem findet man auch eine große Reihe von äußerst lehrreichen Aufsätzen in den zehn Jahrgängen von Willmanns Monatsschrift „Die Zauberwelt". Obgleich diese Willmannschen Publikationen älteren Datums sind, haben sie doch auch heute noch ihren unbestreitbaren Wert. Viele hierher gehörigen Dinge finden sich außerdem in den Spielbüchern des bekannten Verlags von Otto Maier in Ravensburg.

Daß eine mit Hilfe taschenspielerischer Kenntnisse vorgenommene Prüfung okkultistischer Vorgänge wirklich etwas leisten kann, wird übrigens neuerdings wieder durch das Buch von Harry Houdini [A Magician among the Spirits, New York and London, 1924, ausführlich besprochen von Carl v. Klinckowstroem im ersten Heft dieser Zeitschrift] bewiesen. Houdini konnte trotz seines großen Interesses für den Gegenstand niemals zur Überzeugung von der Echtheit der Phänomene gelangen. Ich kenne Houdini persönlich sehr genau von seiner einstigen Anwesenheit in Leipzig her; wir kamen öfters zusammen. Ich habe dabei Dinge von ihm gesehen und gelernt, von denen ich zuvor nichts wußte, und die ich auch später niemals bei einem andern Zauberkünstler wieder gesehen habe. Er kannte sogar den geheimnisvoll-mystischen Apparat, den Graf de Grisy-Torrini bei der Ausführung seines berühmten Kunststückes „Die Partie Piquet eines Blinden" benutzt hat. Ich habe also allen Grund, auf Houdinis Urteil Wert zu legen.

Trotz alledem möchte ich aber raten, die taschenspielerische Erfahrung niemals zur Voreingenommenheit gegen okkultistische Phänomene werden zu lassen; man soll an die Prüfung jedes einzelnen Falles stets unparteiisch herantreten. Wenn ich einmal wirklich Erscheinungen erleben sollte, die ich

mir in natürlicher Weise nicht erklären könnte, würde ich dies mit Freuden bekennen. Bei der Beurteilung der Echtheit oder Unechtheit okkultistischer Phänomene ist aber meiner absoluten Überzeugung nach die genauere Kenntnis des Taschenspiels nicht zu entbehren. Wer sich in diesem praktisch ausbilden will, dem ist vor allem zu empfehlen, Mitglied des in diesem Aufsatz schon mehrfach genannten magischen Zirkels zu werden (1. Vorsitzender Ferdinand Uter, Leipzig, Kolonnadenstraße 18). Dadurch, daß jede Ortsgruppe monatlich mindestens einmal Zusammenkünfte mit Vorführungen abhält und durch das jeden Monat erscheinende Vereinsorgan „Magie“, das stets auch eine Anzahl neuer Tricks bringt, wird man am sichersten mit der Materie vertraut.

Daß man die Sache nicht vorwiegend vom Standpunkt des Taschenspielers aus betrachten darf, ist natürlich klar; ich habe darauf auch schon hingewiesen. Wem es mit dem Gegenstand wirklich ernst ist, der muß daher auch die wissenschaftlichen Publikationen, das gewaltige Gebiet des Okkultismus betreffend, gründlich studieren. Unter den neuesten Werken deutscher Herkunft ragt vor allem eine Schöpfung hervor: „Der Okkultismus in Urkunden“, herausgegeben von Max Dessoir (Verlag Ullstein, Berlin). Ein Band, bearbeitet von v. Gulat-Wellenburg, Graf Carl v. Klinckowstroem und Hans Rosenbusch behandelt den physikalischen Mediumismus, ein zweiter, bearbeitet von Richard Baerwald, die intellektuellen Phänomene. Ein dritter, Suggestion und Hypnose, bearbeitet von Albert Moll, wird in Bälde folgen. „Der physikalische Mediumismus“ geht übrigens an vielen Stellen auch auf die Beziehungen des Taschenspiels zum Okkultismus ganz besonders gründlich ein.

Daß die Leitung der vorliegenden Zeitschrift bemüht ist, bei dem weiteren Ausbau der wissenschaftlichen Forschung und der Verbreitung der einschlägigen Kenntnisse nach besten Kräften mitzuwirken, wird aber hoffentlich auch bald allgemein anerkannt werden.

Mitteilung über einen Fall von Fakirelevation.

Von Graf *Perovsky-Petrovo-Solovovo*, Brüssel.

Der folgende Bericht über eine Fakirelevation scheint mir recht merkwürdig zu sein, und ich persönlich lege ihm um so größeres Gewicht bei, als ich den Verfasser, Herrn Michael Schipovsky, genau kenne und keinen Zweifel an seinem guten Glauben hege. Herr Schipovsky ist ein russischer Flüchtling, Mitarbeiter der russischen Zeitung „Rul“ in Berlin und wohnt jetzt in der Umgebung von Nizza. Einige Jahre lebte er in Berlin, wo ich ihn kennen und schätzen lernte. Ich bewundere die Energie und Zähigkeit, mit der dieser Ehrenmann den Kampf gegen sein sehr hartes Schicksal führt.

Die Beschreibung, die Schipovsky von seinen Beobachtungen im Mai 1914 entwirft, betrifft einen sehr seltenen Levitationsfall. Da die subjektive Zuverlässigkeit des Zeugen als gesichert gelten kann, haben wir nur unter folgenden Erklärungsmöglichkeiten zu wählen: Es handelt sich entweder um a) eine physische Erscheinung oder b) um eine Massenhalluzination oder c) eine Erinnerungstäuschung. Mancher entscheidet sich vielleicht für die letztere Erklärung, da Herr Schipovsky zugestandenermaßen (vgl. unten) im Kriege eine Verletzung erlitten hat, die sehr ernste und unangenehme Folgen hat. Deswegen ist es sicherlich zu bedauern, daß sich heute keine Bestätigung für seinen Bericht mehr auftreiben läßt. Ich kann aber bekunden, daß ich mit Herrn Schipovsky in Berlin während zweier Jahre oft zusammengekommen bin, ohne daß ich jemals irgend etwas Abnormes an ihm bemerkt hätte.

Deswegen verwerfe ich für meinen Teil die Deutung c; andererseits kann ich in der ganzen metaphysischen Literatur bis jetzt keine unzweideutigen Beispiele wirklicher Levitationen finden; auch ein Trick ist in unserem Falle wohl ausgeschlossen. Nach allem, was man zu hören bekommt,. würde ich mich zwar durchaus nicht wundern, wenn sich in 50 Jahren jeder von uns mittelst eines kleinen, unter den Kleidern versteckten Apparats in die Luft erheben könnte. Aber einstweilen ist er noch nicht erfunden, man braucht sich also bei dieser Möglichkeit nicht aufzuhalten. Es bleibt also nur Deutung b übrig: Der Fakir oder Yogi muß suggestiv eine Massenhalluzination erzeugt haben.

Ich selbst stand früher solchen Hypothesen sehr skeptisch gegenüber. Vor 20 Jahren hielt ich einmal in St. Petersburg einen öffentlichen Vortrag über die physikalischen Erscheinungen des Spiritismus und suchte im Verlauf desselben zu beweisen, daß diese Hypothese sich auf nichts stützen könne und daß u. a. die Geschichte von einem Fakirzauber, der photographiert, aber nicht auf der photographischen Platte sichtbar geworden sein sollte, auf freier Erfindung beruhte. (Vgl. „Journal of the Society for Psychical Research", Juni oder Juli 1891.) Nach dem Abschluß meines Vortrages aber sagte mir einer der Hörer, ein Marineoffizier namens Bylim-Kolossowsky, ich wäre im Irrtum; er sei in Indien gewesen und habe an Bord seines Schiffes selbst Vorführungen eines Fakirs beigewohnt (ich weiß nicht mehr, welcher Art sie waren). Sie wurden photographiert, aber auf der Platte war hinterher nichts zu sehen. Leider gelang es mir nicht, von Kapitän B.-K. einen schriftlichen Bericht über das Experiment mit seiner Unterschrift zu erhalten, obgleich ich ihm vorschlug, ich wollte selbst mit meiner Schreibmaschine zu ihm kommen und nach seinem Diktat schreiben, um es ihm so leicht wie möglich zu machen.

Dieser Zwischenfall, Schipovskys Bericht und gewisse Tatsachen, die Graf Klinckowstroem in seinem überaus interessanten Vortrag „Indische Zauberkünste" [1]) vorgebracht hat, haben mich heute zu der

[1]) Vgl. Heft 2, S. 158—159 unserer Zeitschrift.

Ansicht bekehrt, daß suggestiv erzeugte Massenhalluzinationen vielleicht vorkommen. Gewiß kein Umstand, der geeignet wäre, dem Forscher auf dem schon so verwickelten Gebiet der physikalischen Metapsychik seine Aufgabe zu erleichtern, zumal wenn wir mit Graf Klinckowstroem (S. 23 des erwähnten Vortrags) annehmen, der Fakir könne nicht bloß positive, sondern auch negative Halluzinationen suggerieren: eine Hypothese, die zwar geistvoll erdacht und schwer zu widerlegen ist, aber sich, wie ich sagen muß, vorläufig noch auf kein Beweismaterial stützen kann.

Wir lassen nun den Bericht des Herrn Schipovsky in möglichst wortgetreuer Übersetzung des russischen Originals folgen:

Ein Mann, der sich in die Luft erhebt.

Anfang Januar 1914 brach ich von Taschkent auf in der Richtung nach Pamir, in Gesellschaft meines Kameraden Sergei Alexandrovitsch Barsukoff, der damals an der Handelsschule in Moskau studierte, und eines Berufsführers, eines „Tadschik" aus der Stadt Taschkent; letzterer war schon mehrmals in Indien gewesen und kannte recht wohl die Wege (oder wenigstens einige von ihnen) und die Mundarten der Eingeborenen. Die Reise, anfangs ziemlich kurz geplant, zog sich in die Länge, und erst im Mai erreichten wir nach Durchquerung des Himalaya die von tropischen Wäldern erfüllten Täler, die in gewaltigen Terrassen den Südabhang des Gebirges hinabsteigen.

Es war ein stiller Abend, die Luft war von den unzähligen Stimmen der indischen Tierwelt erfüllt. Wir schritten durch ein kleines Gehölz und sahen eine Lichtung von geringem Umfange vor uns, einen offenen Platz, der die Strebepfeiler der Felsenberge im Hintergrunde sichtbar werden ließ. Der Führer meinte, wir würden nun bald ein Dorf erreichen, was uns sehr froh machte, denn mehrere Nächte hatten wir unter freiem Himmel zugebracht, waren erschöpft und hungrig und hatten uns beeilt, um endlich wieder ein Dach über dem Kopf zu haben und etwas ausruhen zu können.

Der Rand des Waldes war erreicht, wir traten aus den Bäumen heraus, aber statt des Dorfes (das noch in einiger Entfernung lag), sahen wir eine Ansammlung von Eingeborenen, etwa 100—120 an der Zahl, auf einem Grasplatz. Sie waren halb nackt, die meisten trugen langherabfallende Haare; so bildeten sie einen engen Kreis, aus dessen Mitte die taktmäßigen, uns unverständlichen Laute einer menschlichen Stimme zu uns drangen. Bei unserer Annäherung teilte sich die Menge, wir bildeten gleichsam neue Ringe in der Kette und sahen nun im Mittelpunkt des Kreises einen Mann stehen, offenbar denselben, der schon vor unserer Ankunft gesprochen hatte. Er war dürr und hochgewachsen, die Haare fielen ihm über die Schultern herab, mit der einen Hand hielt er über der Schulter ein Stück Stoff fest, das ihm als Gewand diente. Langsam ging sein Blick in der Runde herum.

Einen Moment lang richtete sich dieses durchbohrende Auge auch

auf uns. Alle schwiegen, es herrschte Totenstille. Ich glaube, meine Gedanken standen auch still. Ich kann mich jetzt nicht mehr entsinnen, ob ich in jenem Augenblick an irgend etwas denken konnte, mir irgend eine Frage vorlegte. Aber mit meinen Augen blieb ich unverwandt an dem Manne in der Mitte des Kreises hängen.

Und wirklich, ich sah es ganz deutlich, wie er sich vom Boden zu lösen begann. Der Korb, den er neben sich hatte, blieb unten stehen, während er selbst höher und immer höher emporschwebte. Schon mußte man den Kopf heben, um dem Steigen seines Körpers folgen zu können. Die Umrisse des Mannes waren deutlich sichtbar, aber sein Gesicht (Form, Nase, Augen) konnte man nicht mehr unterscheiden. Wie hoch war der Inder gestiegen?

Schon einige Tage nachher, und auch nach Jahren immer wieder, habe ich, wenn ich mir jenes Ereignis zurückrief, versucht, mir diese Frage zu beantworten, konnte aber zu keiner Entscheidung kommen. Auch heute vermag ich es nicht. Nur wenn ich eine fünfstöckige städtische Mietskaserne ansehe, denke ich mir, daß der Inder anderthalb bis zweimal so hoch emporgestiegen sein muß.

Ich blickte in die Luft und sah nichts um mich herum, fühlte aber eine tiefe Stille um mich. Kein Schürfen eines Gewandes, kein Ton, kein tiefer Atemzug durchbrach sie. Alles war wie erstarrt während eines Zeitraumes, den ich durchaus nicht abzuschätzen vermag. Gegenwärtig scheint es mir, die Geschwindigkeit, mit welcher der Inder emporgeführt wurde, glich der eines gemächlich schreitenden Mannes.

Am höchsten Punkt seines Aufsteigens angelangt, blieb der Inder einen Augenblick unbewegt, dann begann er ebenso langsam wieder zu sinken. Er ließ einen Arm parallel dem Körper herabhängen, mit dem anderen hielt er das Tuch fest, das ihn umhüllte; so berührte er schließlich den Erdboden, nahm seinen dort stehenden Korb auf, ließ seinen Blick über die Menge rundum gleiten, sprach einige Worte mit scharfer Stimme und verließ den Kreis.

Die Schar war in großer Erregung; viele warfen sich auf den Boden, als wären sie von hysterischen Anfällen gepackt; man hörte bald wilde, bald klagende Ausrufe. Der Inder aber entfernte sich schweigend, ruhig geradeaus blickend, von dem Kreise, der sich sofort zerstreut hatte, um ihn hindurchgehen zu lassen, und verschwand in dem Walde, aus dem wir gekommen waren.

Die Menge begann sogleich auseinander zu gehen, nur einige blieben noch auf der Erde liegen, den Kopf gegen den Boden gestemmt, ihre Schultern wurden von konvulsivischen Zuckungen geschüttelt. Erfüllt von dem Gefühl eines unverständlichen, die Grenzen unserer Vernunft überschreitenden Erlebnisses, ohne Fragen, ohne Worte, ja, wie ich glaube, selbst ohne Gedanken setzten wir unsere Wanderung fort.

Michael Schipovsky[1]).

[1]) Ich muß hinzufügen: Schon 2—3 Jahre, ehe ich diese Darstellung von Herrn Schipovsky erhielt, hatte er mir einen anderen schriftlichen Bericht über den gleichen

Ich lasse nunmehr die Antworten folgen, mit denen Herr Schipovsky die Fragen erwiderte, die ich ihm in einem Briefe vom 10. August 1925 stellte:

1. Das in Frage stehende Ereignis begab sich etwa Ende Mai 1914.

2. Schauplatz war der der Ostküste Hindostans zugewandte Südabhang des Himalaya.

3. Die Dauer der Levitation kann ich nicht bestimmen. Unser Eintreten in den Kreis der Eingeborenen, der Blick, den der Inder auf uns warf, sein Schweigen vor dem Emporsteigen, das alles zählte nur nach Sekunden, der Aufstieg selbst dagegen nach Minuten.

4. Ich bin aufs festeste davon überzeugt, daß meine Begleiter ebenso wie die gesamte Volksmenge dasselbe gesehen haben wie ich selbst.

5. Den Namen meines Reisebegleiters habe ich in meinem Bericht genannt. Auf den Namen des Tadschik kann ich mich nicht mehr besinnen. In Taschkent kannte ihn jedermann. Ich weiß nicht, wo er sich jetzt befindet.

6. Ich wüßte nicht, daß ich vor 1914 je Gesichtshalluzinationen gehabt hätte.

7. Während des Krieges habe ich im Juni 1916 eine starke Quetschung am Kopf erlitten. $1^1/_2$ Monat lang war ich in einem ganz abnormen Zustand. Noch 8 Monate hindurch litt ich an schrecklichen Kopfschmerzen. Die Quetschung hatte starken Einfluß auf die Gehirntätigkeit. Mein Gedächtnis, die Geschwindigkeit des Auffassens, meine gesamten Fähigkeiten litten zweiffellos darunter. Spuren dieser Schädigung machen sich manchmal noch jetzt bemerkbar.

Kritische Betrachtungen zum Problem des Okkultismus.

Von Dr. *R. W. Schulte*, Berlin, prakt. Psychologe, Dozent,
Leiter der Psychotechnischen Hauptprüfstelle für Sport und Berufskunde.

Der kürzlich gegen den Geheimen Sanitätsrat Dr. A. Moll angestrengte Beleidigungsprozeß von seiten eines Mediums ist durch zweimaligen Freispruch des Gerichts beendet worden. Dieser Prozeß steht in der Geschichte der menschlichen Kultur und Wissenschaft wohl einzigartig da. Das Hin und Her der prozessualen Verhandlungen hat nicht nur den Fachwissenschaftler, sondern auch vielleicht in noch erheblicherem Maße

Zwischenfall nach Berlin gesandt. In dieser früheren Schilderung war die Höhe, bis zu welcher der Fakir emporstieg, noch weit größer angegeben worden, so daß ich Herrn Schipovsky auf diesen Punkt aufmerksam machte. In seinem zweiten Bericht hat er sie dann viel zurückhaltender taxiert. Ich messe dieser Abweichung kein besonderes Gewicht bei. Sonst glichen sich die beiden Darstellungen vollkommen.

die Öffentlichkeit beschäftigt. Handelt es sich doch um Probleme, die über die rein formale Frage der Beleidigung hinaus von grundsätzlicher Bedeutung für menschliches Erkennen und menschlichen geistigen Fortschritt sind. Die reine Rechtsfrage, die verhandelt wurde und die durch die Entscheidung des Gerichts zugunsten der wissenschaftlichen Freiheit des Forschers geklärt wurde, kann hier nicht zur Diskussion stehen. Dagegen soll an dieser Stelle einmal mit allem Nachdruck die logische und methodologische Stellungnahme der Wissenschaft zu den angeschnittenen Problemen objektiv grundsätzlich und kritisch erörtert werden.

Ob es „okkulte Phänomene" gibt, das kann nach Ansicht des Gerichts und der Wissenschaft niemals vor Gericht entschieden werden. Aber auch für das Vorkommen von derartigen Erscheinungen wurden von seiten der Sachverständigen sowohl zustimmende wie gegenteilige Ansichten in schärfster Zuspitzung geäußert.

„Okkult" heißt nach dem Wortsinn „dunkel, unklar, verworren"; die okkulten Phänomene sind Erscheinungen, die rein äußerlich zumeist an besondere Vorbedingungen begünstigender Art wie völlige oder annähernde Dunkelheit gebunden sind und den chemo-physikalischen Erscheinungsweisen offenbar widersprechen. Daß es psychische Phänomene gibt, die wir heute noch nicht kennen oder zu erklären vermögen, ist auf jeden Fall zugegeben und liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, und die Entwicklung der menschlichen Erkenntnis liefert ja stets Beispiele der zunehmenden Korrigierung unseres Erfahrungsumfanges. Von Geheimrat Moll war niemals die tatsächliche Existenz derartiger, heute noch nicht voll oder einwandfrei erklärbarer Erscheinungen bestritten worden, und viele andere moderne Fachleute stehen auf einem ähnlichen a priori durchaus nicht ablehnenden Standpunkte. So weit haben wir es aber mit dem Glauben, mit der persönlichen Überzeugung, die subjektiv durchaus wahr sein kann, zu tun, gegebenenfalls werden wir uns an das „ignoramus" erinnern.

Nun aber kommt die entscheidende Wendung: die okkultistische Richtung verlangt als Wissenschaft anerkannt zu werden. Sie zieht wissenschaftlich vorgebildete Persönlichkeiten, besonders Ärzte, in ihre Kreise hinein, sie beruft sich bekanntlich auf das Zeugnis von Wissenschaftlern, die von der Wahrheit okkultistischer Phänomene überzeugt sind. In demselben Augenblick jedoch, wo der Okkultismus wissenschaftlich ernst genommen zu werden bestrebt ist, wird er sich den in dem Lande der wissenschaftlichen Logik herrschenden Gesetzen unterwerfen müssen.

Wenn ich als gläubiger, religiöser, gefühlstief veranlagter oder künstlerisch-schöpferisch tätiger Mensch Anschauungen, Begriffe, Vorstellungen von unerklärlichen Kräften und Wirkungen habe, so kann das in meinem Bewußtsein ein unumstößliches Erlebnis sein. Aber es berechtigt mich in keiner irgendwie zulässigen Weise, anzunehmen, daß die bei den soeben genannten psychischen Akten tätigen Kräfte irgendwie über den Rahmen

des biologisch jetzt oder später „klar und deutlich“ Faßbaren (im Gegensatz zum Okkultismus) hinausgingen.

Im Okkultistenprozeß handelte es sich u. a. wesentlich um die Feststellung, ob die in Frage stehenden Phänomene (Apport von Holzreifen und Buchsbaum, Durchdringung der Materie und Materialisation durch die psychischen Kräfte des Mediums) echt, wahr, objektiv seien. Zeugen und Gegenzeugen, Sachverständige beider Richtungen traten auf. Über die Bewertung all dieser Aussagen soll kein Werturteil gefällt werden. Eins aber mußte jedem Fachmann auffallen, daß in diesem rein psychologischen Fragen gewidmeten Prozeß mit Ausnahme des Professor Dessoir kein einziger Fachpsychologe, insbesonders experimenteller Psychologe, vernommen wurde. Von der medizinischen Fakultät kann nur der speziell psychologisch vorgebildete Nervenarzt als sachverständig bezeichnet werden, während dem nicht psychologisch orientierten Arzt als solchem unbedingt die Fähigkeit eingehender Sachbeurteilung abgesprochen werden muß. Und auch der Nervenarzt wiederum beschäftigt sich ja mit den pathologischen Verzerrungen des Seelischen, aber nicht mit den seltenen „übernatürlichen“ Formen der psychischen Begabung, wie sie zur Debatte stehen. Die gerichtliche Verhandlung ergab eine solche Fülle absolut strittiger und der fachlichen Kritik jener Phänomene Anhaltspunkte bietender Momente, daß es nicht nur für die Wissenschaft, sondern gerade in diesem Fall für den Gerichtshof als den Vertreter der juristischen Objektivität zweckmäßig gewesen wäre, neben dem Mediziner und Physiker in allererster Linie die Fachpsychologen zu befragen, unter denen nach unserer Kenntnis führende Hochschulprofessoren besondere (häufig experimentelle) Erfahrungen von z. T. ausgedehnter Art besitzen.

Die genaue Durchsicht des in Frage stehenden Protokolls[1]) der okkultistischen Sitzung ergibt, nach der Beurteilung vom fachpsychologischen Standpunkte aus, eine solche Fülle von Fehlermöglichkeiten, daß man sich auf das höchste wundern muß, wenn derartige Protokolle mit dem Begriff einer wissenschaftlichen Feststellung überhaupt in Zusammenhang gebracht werden. Wir zweifeln nicht daran, daß die Führer der Berliner Okkultistenbewegung subjektiv von der Wahrheit der von ihnen beobachteten Phänomene überzeugt waren. Aber es muß ebenso nachdrücklich festgestellt werden, daß irgendein Beweis ihrerseits absolut nicht erbracht worden ist. Man fordert von dem Standpunkte der wissenschaftlichen experimentellen Psychologie und überhaupt jeder empirischen Disziplin vor allen Dingen Widerspruchslosigkeit, Eindeutigkeit, tunlichste Ausschaltung von technischen und menschlichen Fehlermöglichkeiten, beliebige Wiederholbarkeit des Phänomens, allmähliche zielbewußte und systematische Einschränkung der Ableitungmöglichkeiten. Alle diese Forderungen sind von den Berliner Okkultisten nahezu völlig übergangen worden. Wer übersinnliche seelische Erscheinungen erforschen will, dem müssen doch die primitivsten

[1]) Vgl. A. Moll, Der Spiritismus. Neue Auflage, Stuttgart 1925, S. 37 ff.

Grundgesetze der Bewußtseinswirkung bekannt sein, der müßte doch wissen, daß unter den nur allzu unzureichend beschriebenen Versuchsumständen die mannigfachsten Täuschungsmöglichkeiten der subjektiven Aufmerksamkeit nicht nur möglich und wahrscheinlich, sondern nahezu sicher sind. Die Schwierigkeit der Verteilung der Aufmerksamkeit auf disparate, d. h aus verschiedenen Sinnesgebieten stammende Reize, die jedem Psychologie-Studenten aus jedem Lehrbuch bekannten Aufmerksamkeitsschwankungen besonders bei zunehmender Ermüdung oder in der Dunkelheit, die wechselweise Beeinflussung von Druckempfindungen bei Händedruck, die Adaptation (Gewöhnung) an länger währende Reize, die Unmöglichkeit, gleichzeitig seine volle Aufmerksamkeit nach verschiedenen Richtungen zu verteilen, die Fehlermöglichkeiten, die sich dadurch einschleichen, daß nach dem Auslöschen des Lichtes die Augen noch einige Sekunden geblendet sind oder Nachbildererscheinungen sich zeigen, die unter den im Protokoll geschilderten Umständen typisch auftretenden Parästhesien und Anästhesien, d. h. unklare Berührungsempfindungen und dann völliges Schwinden dieser Empfindungen aus dem Bewußtsein, endlich vor allem die außerordentlich affektbetonte Stimmungslage aller Sitzungsteilnehmer, die etwas „erleben" wollen, also die gleichzeitige Anwesenheit von starken emotionellen und kritik-logischen Faktoren, spielen eine so gewaltige Rolle, daß man sich über die Unvorsichtigkeit und Leichtgläubigkeit jener Berliner Okkultistenführer wundern muß, die unter so zweifelhaften Versuchsumständen die betreffendem Phänomene als eine „bedeutungsvolle" Erscheinung hinstellen und veröffentlichen, woraus dann die, rein wissenschaftlich betrachtet, nicht nur berechtigte, sondern sogar pflichtgemäße Kritik des Geheimrats Moll resultierte. Wohl alle Sachverständigen, nicht zum mindesten die peinlich gewissenhaften aus dem Lager der Okkultisten, haben sich klar und deutlich darüber ausgesprochen, daß irgendeine stichhaltige Annahme, daß in dem von Geheimrat Moll kritisierten Fall das Medium „übersinnliche Kräfte" besäße, nicht gerechtfertigt ist. Da weiterhin von einem selbst parapsychologisch interessierten Universitätsprofessor ein Fall, sogar in dem Zentralorgan der Berliner Okkultisten, veröffentlicht worden ist, worin von vermutlicher Täuschung gesprochen wird, wird man sich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zunächst skeptisch verhalten müssen und nicht eher bei dem Medium derartige außergewöhnliche Fähigkeiten annehmen dürfen, als bis ihr Vorhandensein unter zwingenden Vorsichtsmaßregeln in längeren Versuchsreihen absolut eindeutig und kontrollierbar erwiesen worden ist. Zweifellos wird sich mit der wissenschaftlichen Untersuchung dieses Mediums die Wissenschaft, und zwar eine aus den erfahrensten Fachleuten verschiedener Gebiete zusammengesetzte Kommission, noch zu beschäftigen haben. Wenn auch vor diesem, am besten paritätisch aus Freunden, Gegnern und unvoreingenommenen Spezialisten bestehenden Ausschuß von Vertretern der Physik, Medizin, der Naturwissenschaften und insbesondere der experimentellen Psychologie sich übernatürliche Erscheinungen zu wiederholten

Malen und einigermaßen konstant feststellen und beweisen lassen, so haben wir es, wie auch treffend ein Sachverständiger ausführte, hier mit dem größten Medium aller Zeiten und Völker zu tun.

Vorläufig jedoch liegt für die Berliner Okkultisten nicht ein irgendwie gearteter Anlaß vor, an die außergewöhnlichen parapsychischen Fähigkeiten dieses Mediums zu glauben. Im Gegenteil muß die Fachwissenschaft und ebenso der gesunde Menschenverstand es auf das schärfste ablehnen, im vorliegenden Falle den Folgerungen der Berliner Okkultisten zuzustimmen. Daß die scharfe Kritik eines der erfahrensten Forscher auf dem Gebiete des Okkultismus, des Geheimrats Moll, durchaus, sogar formal, berechtigt war, ergibt die freisprechende Entscheidung des Gerichts.

Im übrigen muß die dem wissenschaftlichen Geiste widersprechende unkritische Stellungnahme einiger Okkultisten, die als Sachverständige vor Gericht auftraten, durchaus beanstandet werden. Subjektive Überzeugung und objektive Feststellung sind für den kritischen Forscher eben absolut getrennte Gebiete. Wenn als „parapsychologisches Grundgesetz" die Tatsache hingestellt wurde, daß mit zunehmender Genauigkeit der Versuchsbedingungen die okkulten Phänomene immer mehr schwinden, bis sie schließlich den Nullwert erreichen, also nicht mehr nachweisbar sind, so muß einem jeden, der in der klaren und reinen Luft der wissenschaftlichen Logik zu arbeiten gewohnt ist, der Atem vergehen. Auf der anderen Seite muß durchaus anerkannt werden, daß auch von seiten der Berliner Okkultisten einige Herren mit einer überaus erfreulichen Objektivität ihre Bedenken bestimmten Phänomenen gegenüber rückhaltlos zugaben.

Wenn also zusammenfassend festgestellt werden muss, daß die eigentlich unerläßlichen experimentell- und allgemein-psychologischen Gesichtspunkte von den Berliner Okkultisten-Forschern ganz und gar oder sehr erheblich vernachlässigt wurden, obwohl es sich doch gerade um besondere seelische Eigenschaften handelt, und wenn festgestellt werden muß, daß die Schlußfolgerungen, die aus mißverstandenen oder fehlerhaft beobachteten Phänomenen hervorgehen, zu der Annahme einer falschen Kausalität führen oder führen können, so kann doch diese Tatsache der Wissenschaft und dem einzelnen Menschen gleichgültig sein, sobald sie nicht in die breitere Öffentlichkeit eindringt. Mehrere Sachverständige haben vor Gericht dargetan und wir selbst können dies auf Grund eigener Erfahrungen bestätigen, daß ein mißverstandener Okkultismus schwere Gefahren für unser öffentliches Geistesleben in sich birgt. Wir stehen hier auf einem Grenzgebiete, das jedem ehrlichen und verantwortungsbewußt denkenden Forscher und Wissenschaftler es zur unerläßlichen Pflicht macht, erst dann über derartige Phänomene in der Öffentlichkeit und besonders vor breiteren Kreisen eines unkritischen Publikums zu berichten, wenn es sich um tatsächlich nach jeder Richtung hin gesicherte Ergebnisse von zweifelsfreier Beschaffenheit handelt.

Es ist außerordentlich zu bedauern, daß die fraglos berechtigte und wichtige Beschäftigung mit einigen noch nicht erforschten parapsychischen

Problemen — wir denken insbesondere hier an biologische, psycho-physiologische und psycho-chemische Phänomene — unseres Erachtens durch die unkritische Methodik der Berliner Okkultisteu eine Einbuße erleidet und daß durch den Glauben an solche Phänomene, wie sie in dem vor Gericht zitierten Protokoll aufgetreten sein sollen, die ernste Forschung und die ehrliche Wissenschaft von der Beschäftigung mit parapsychischen Problemen eher abgehalten als zu ihr ermutigt wird.

Über unsere eigenen umfangreichen experimentalpsychologischen Studien zur Prüfung der Zuverlässigkeit der Kontrollbedingungen bei okkultistischen Dunkelsitzungen (Referat in der Berliner Arbeitsgemeinschaft für praktische Psychologie vom 26. Februar 1925) wird von uns im nächsten Heft dieser Zeitschrift berichtet werden[1]).

Ein Beitrag zur Geschichte der Telepathie.

Von *Graf Carl v. Klinckowstroem.*

Wir dürfen wohl heute die Erscheinungen, die man unter „Telepathie" versteht, als gesicherte Tatsachen buchen, für deren Vorkommen hinreichend zuverlässiges Beobachtungsmaterial vorliegt. Dr. Richard Baerwald hat in seinem neuen Werk „Die intellektuellen Phänomene" (1925) die einschlägige Kasuistik sorgfältig und kritisch geprüft und gelangt zu einer glatten Anerkennung des Phänomens. Mag man auch

[1]) Den oben erwähnten Bericht gab Herr Dr. Schulte vor einem ausgedehnten, meist aus Fachwissenschaftlern bestehenden Zuhörerkreise. Er konnte sich dabei auf ein großes, mit allen Hilfsmitteln der modernen Experimentalpsychologie gewonnenes Tatsachenmaterial, besonders aus seinen eigenen Prüfstellen, berufen. Einige unter Mitwirkung der Hörer veranstaltete Demonstrationen dienten zur Feststellung der Genauigkeit der Beobachtung und der Verteilung der Aufmerksamkeit auf verschiedene Kontrollsituationen; die Unmöglichkeit, absolut zuverlässig zu beobachten, das typische Auftreten von Illusionen und Halluzinationen konnte überzeugend klargelegt werden. Im Mittelpunkt der Ausführungen standen jedoch die eigenen Versuche des Vortragenden, die sich mit den vielfachen Täuschungsmöglichkeiten der Sinnesorgane in der Dunkelheit befaßten und die auch von manchen Okkultisten zugegebene Notwendigkeit beweisen sollten, mit exaktem psychotechnischen Rüstzeug an die Beobachtung okkulter Erscheinungen heranzugehen. Wie S. ausführte, ist er selbst, ursprünglich vom Interesse fur okkulte Phänomene ausgehend, durch seine und seiner Mitarbeiter Erfahrungen zu der begründeten Anschauung gelangt, daß infolge der Fehlerhaftigkeit der Beobachtungen viele Sitzungsprotokolle der Okkultisten wertlos sind. Insbesondere bezieht sich das, wie an genauen Versuchsreihen dargelegt wurde, auf die Sitzungen der Berliner Okkultisten, die zu dem Berliner Okkultistenprozeß führten und den äußeren Anlaß fur die Vornahme der in dem Vortrag geschilderten Studien bildeten.

Eine ausgedehnte Diskussion, die sich an den Vortrag anschloß, gab Gelegenheit, die Meinungen von Vertretern für und wider den Okkultismus zu hören. Hervorgehoben wurde von einem Diskussionsredner, daß die vom Referenten durchgeführten Versuche neben den im Jahre 1886 von Hodgson und Davey veranstalteten berühmten Untersuchungen „on malobservation" einen Markstein in der Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung okkulter Phänomene darstellen. Steht und fällt doch mit der Genauigkeit der Versuchskontrolle die ganze Möglichkeit, übersinnliche Kräfte im Weltgeschehen anzunehmen.

den oft außerordentlich verwickelten Zusammenhängen skeptisch gegenüberstehen, die sich ergeben, wenn Baerwald sogenannte Hellsehfälle auf telepathische Komponenten zurückzuführen sucht, weil er reines Hellsehen aus philosophischen Gründen nicht glaubt anerkennen zu dürfen, so kann wohl an der Tatsächlichkeit des Vorkommens parasensorischer Übertragung psychischer Inhalte — Gedanken, Vorstellungen usw. — von einem Hirn als „Geber“ auf ein zweites Hirn als „Empfänger“ nicht mehr gezweifelt werden, wenn auch die Erklärung solcher Vorgänge noch eine offene Streitfrage ist.

Steht man erst einmal auf diesem Standpunkte, so gewinnen auch ältere Berichte über spontane telepathische Erlebnisse ein erhöhtes Interesse. Freilich genügen selbstverständlich derartige Berichte nicht den modernen Anforderungen an eine exakte Fixierung und Registrierung solcher Fälle: schriftliche Aufzeichnung durch denjenigen, der das Erlebnis hat, vor der Bestätigung der Richtigkeit seiner Vision oder seines Traumes, Gegenbestätigung von anderer Seite durch Zeugen usw. Aber diese älteren Fälle tragen doch oft den Stempel der Wahrheit, wenn sie von sonst als zuverlässig bekannten wissenschaftlich gebildeten Zeugen berichtet werden. Es ist daher immerhin von Interesse, einmal eine Auswahl derartiger Berichte aus der älteren medizinischen oder philosophischen Literatur wiederzugeben. Die Berichte, die im folgenden mitgeteilt werden sollen, entstammen nicht der älteren okkultistischen Literatur. Die zahlreichen Fälle, die z. B. Georg Konrad Horst in seinem übrigens recht interessanten Werk „Deuteroskopie“ (2 Bde., Frankfurt a. M., 1830) zusammengetragen hat, sind absichtlich unberücksichtigt geblieben. Eine Anzahl Telepathiefälle aus alter Zeit hat auch Karl Kiesewetter in der „Sphinx“, 1889, 8. Bd., S. 97 ff., mitgeteilt.

Was meines Erachtens für den mindestens relativen Wert von Telepathie-Berichten aus älterer Zeit spricht, sofern sie von nüchtern denkenden, nicht mystisch eingestellten Gelehrten stammen, ist das, daß sie offensichtlich den Berichterstattern wegen der Koinzidenz des telepathischen Erlebnisses mit einem entsprechenden Ereignis, mit dem es in kausalem Zusammenhang steht, als besonders auffallend und berichtenswert erschienen. Wir erfahren allerdings, nach Art der üblichen medizinischen Anamnese, meist nicht die Namen der beteiligten Personen, wenn es sich nicht um den Berichterstatter selbst handelt. Es wäre aber ungerecht, gerade das Auffallende, das Anlaß zu dem Bericht gab, diese Koinzidenz, bezweifeln zu wollen. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheinen die nachstehend berichteten Fälle beachtenswert, wenngleich sie natürlich als Beweismaterial für das Vorkommen von Telepathie nicht bindend erscheinen können. Wir wollen ja auch gar nicht damit einen solchen Beweis führen, sondern nehmen, wie gesagt, die Tatsache selbst als gegeben hin.

Den ersten Fall entnehmen wir einem medizinisch-kasuistischen Werk des vielseitigen königlichen Leibarztes Pierre Borel: „Historiarum et observationum medico-physicarum Centuriae IV“. Paris 1653 (in der Ausgabe von 1656 auf S. 145). Der Fall ist auch von J. G. Krüger im Anhang

zu seiner „Experimental-Seelenlehre“ (Potsdam 1756) mitgeteilt worden. Eine Frau unterhielt sich eben, vollkommen munter und gesund, mit mehreren anderen Frauen, als sie mitten im Gespräch zusammenfuhr, plötzlich an die Stirn griff und darüber klagte, daß sie in eben diesem Augenblick einen starken Schlag an der Stirn verspürt habe. Wenige Tage darauf erfuhr man, daß ihr Mann in demselben Augenblicke im Kriege von einer Kugel gerade vor die Stirn getroffen und getötet worden war.

Über die telepathische Traumvision eines Todesfalles berichtet sehr ausführlich das „Allgemeine Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften“ im Jahre 1756 (Bd. 8, S. 106 ff.), nach dem „Magasin françois à Londres“ vom August 1751. Eine Dame mußte ihren innig geliebten Gatten unter vielen Tränen in den Krieg ziehen lassen, nicht ohne ihm das Versprechen abzunehmen, ihr bei jeder Gelegenheit Nachricht von seinem Befinden zu geben. „Die Dame wartete stets mit der größten Ungeduld auf die Ankunft des Kuriers. Die Lesung der Briefe war ihre liebste Beschäftigung, und sie las diese jeden Abend wieder durch, ehe sie sich dem Schlaf überließ. Mit dieser Beschäftigung hatte sie einmal einen Teil der Nacht zugebracht und war mit einem Briefe, den sie des Abends zuvor bekommen hatte, in der Hand eingeschlafen. Ihr Liebster versicherte sie in demselben, daß er sich vollkommen wohl befinde und es nicht das Ansehen hätte, als würde er irgend Gefahr laufen. Auf einmal erwachte sie mit einem kreischenden Geschrei. Ihre Kammerfrauen laufen zusammen und finden sie in einem kalten Schweiß und in einem Strom von Tränen. Mein Liebster ist dahin, sagt sie zu ihnen: ich habe ihn eben sterben sehen. Er war an einer Wasserquelle, um welche einige Bäume herumstanden. Sein Gesicht war schon von dem Schatten des Todes bedeckt. Ein Offizier in einem blauen Kleide bemühte sich, das Blut zu stillen, das aus einer großen Wunde aus seiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus seinem Hut zu trinken und schien vom Schmerz durchdrungen, als er ihn die letzten Seufzer tun sah. So erschrocken auch die Kammerfrauen über den Zustand ihrer Herrschaft waren, so bemühten sie sich doch, ihr Gemüt zu beruhigen, indem sie ihr vorstellten, daß dieser Traum keinen anderen Grund hätte, als ihre ungemein große Zärtlichkeit gegen ihren Eheherrn. Die Mutter dieser Dame, welche bei ihr im Hause war und aufgeweckt wurde, stellte ihr vor, daß sie sich beruhigen müsse, denn sie habe doch eben erst einen Brief von ihrem Liebsten bekommen. Allein man mochte tun, was man wollte, so blieb doch diese unglückliche Frau hartnäckig dabei, daß sie ihr Unglück als gewiß glauben müsse. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette sitzen und sah mit Vergnügen, daß sie sich, durch die vielen Tränen entkräftet, vom Schlafe hinreißen ließ. Aber es dauerte nicht lange. Es war kaum eine Viertelstunde, daß sie eingeschlafen war, als sie durch ebendenselben Traum abermals erweckt ward und sich keinen Zweifel mehr machte, ihn für übernatürlich anzusehen. Sie ward alsbald von einem heftigen Fieber mit einer Verrückung des Gehirns überfallen.“ Vierzehn Tage

schwebte die Dame trotz sofortiger ärztlicher Hilfe zwischen Leben und Tod, und während dieser Zeit lief zu aller Erstaunen die Nachricht ein, daß ihr Ehegatte tatsächlich gefallen war. Man verheimlichte der Dame, als sie sich langsam wieder erholt hatte, diese unglückliche Nachricht sorgfältig und fälschte sogar Briefe ihres Mannes, so daß sie sich allmählich wieder beruhigte. „Als sie in der Besserung war, betrog sie die Wachsamkeit ihrer Hüterinnen; und wie sie ihren Traum tief ins Gedächtnis eingegraben bewahrte, so zeichnete sie den Ort, wo sie ihren Liebsten gesehen hatte, nebst dem Offizier, der seine letzten Seufzer empfing, ab. Da man hierauf ihre Gesundheit wiederhergestellt sah, so trug man ihrem Beichtvater auf, ihr den Verlust, den sie erlitten hatte, zu hinterbringen. Und ungeachtet der Bewegungsgründe, die er ihr ins Gedächtnis brachte, sich dem göttlichen Willen zu ergeben, zitterte man lange Zeit für ihr Leben.

Es waren schon vier Monate vergangen, seitdem sie Witwe war, als sie gegen den Anfang des Winters eine Messe hörte. Die Messe war fast vorbei, da sie auf einen Kavalier, der neben ihr einen Stuhl nahm, einen Blick warf, ein großes Geschrei erhob und in Ohnmacht fiel. Man gab sich alle Mühe, ihr zu Hilfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erste Gebrauch, den sie von ihrer Sprache machte, war, daß sie ihren Leuten befahl, den Herrn aufzusuchen, der die Ursache ihrer Ohnmacht gewesen war, und ihn zu beschwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg, und da er hörte, daß die Dame ihn zu sprechen wünsche, folgte er ihr nach. Ach! meine liebe Mutter, rief die Witwe, als sie nach Hause kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines unglückseligen Gemahls angenommen hat. Und unverzüglich beschwor sie den Offizier, ihr von den Umständen der so traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Offizier konnte nicht begreifen, wie eine Dame, die er niemals gesehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat sie, ihm ihren Namen zu sagen und stutzte, als er ihn gehört hatte, über die Erinnerung einer Begebenheit, die er fast aus seinem Andenken verloren hatte. Inzwischen erzählte er ihr, wie ihn ein ungefährer Zufall an den Ort geführt hatte, wo ihr Liebster verwundet worden war und wo er ihm Hilfe zu leisten gesucht hatte. Ich sah ihn sterben, setzte der Fremde hinzu, und ob er mir gleich ganz unbekannt war, so konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich sah, daß keine Hoffnung war, ihn zu retten. Ich verließ ihn, sobald er tot war, ohne zu wissen, wer er sei. Aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer aussprach, prägte sich meinem Gedächtnis tief ein, und ich habe mich desselben ohne Mühe wieder erinnert, als Sie mir die Ehre gaben, mir denselben zu nennen. Und wie erstaunte nun der Offizier, als ihm die Dame zeigte, was sie nach ihrem Traume gemacht hatte. Er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung und die Lage des Sterbenden. Sogar seine Züge waren so ähnlich, daß er sie nicht verkennen konnte."

Der Erklärungsversuch, den der nicht genannte Berichterstatter dieser

Begebenheit dafür findet (S. 130), weist auf telepathische Übertragung: „Ich glaube, daß unsere Seelen unter sich und mit anderen Wesen von ihrer Natur eine Sprache haben, eine Art, sich ohne Gemeinschaft der Sinne auszudrücken und einander zu verstehen."

Einige weitere Fälle entnehmen wir dem von dem Schriftsteller und Ästhetiker Karl Philipp Moritz herausgegebenen „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde" (10 Bände, 1783—93). Diese Zeitschrift war ein Sammelpunkt für Seelenanalyse mit vollkommenster Offenheit unter Fortfall moralischer Werturteile. Sie bezweckte eine Sammlung von Tatsachen und darauf beruhenden vergleichenden theoretischen Betrachtungen, mit besonderer Berücksichtigung der halbpathologischen bzw. abnormen Erscheinungen des Seelenlebens. Bei den letzten Bänden zeichnete der Philosoph Salomon Maimon als Mitherausgeber. Unter den hier veröffentlichten psychologischen Tatsachen und Erlebnissen finden wir des öfteren auch solche, die wir heute als „okkulte" Erlebnisse bezeichnen würden.

Der Legationsrat C. C. F. von F. sandte einen vom 20. Dezember 1787 datierten brieflichen Bericht über eine telepathische Vision an Moritz, die dieser im 6. Bande seines „Magazins", 1788, S. 78 ff. veröffentlicht hat. Wir geben dem Berichterstatter das Wort:

„Meine nunmehro selige Mutter lag im November vorigen Jahres äußerst elend an der Auszehrung darnieder, zu welcher Zeit ich mich bei ihrer Schwester, der Obristin v. B. auf ihrem Gute M., sieben Meilen von ihr entfernt, aufhielt. Die letzten Nachrichten, die ich von ihrem Befinden erhalten, hatten inzwischen aufs neue mich eine Besserung hoffen lassen. Sehr vergnügt hierüber, fuhr ich einige Tage darauf mit meiner Tante und ihrer Familie nach einer nicht weit von dort entlegenen Stadt in Gesellschaft, und der Wagen ward zurückgeschickt. Wie wir nach Mitternacht nach Hause fahren wollten, war der Wagen noch nicht wieder angekommen; und da wir nicht länger warten wollten, so suchte ich in der Stadt Wagen und Pferde zu erhalten, um uns zurückzubringen. Endlich kam der Wagen, und wir fuhren bei einer eingetretenen strengen Kälte nach Hause. Sowohl unterwegs als nach unserer Zuhausekunft waren unsere Unterhaltungen von Gegenständen aus der Gesellschaft und von dem erwähnten unangenehmen Ausbleiben des Wagens. Meine Seele, nur bloß mit diesen Gedanken beschäftigt, dachte damals so wenig an meine kranke Mutter wie den ganzen Tag über, als ich durch die verschiedenen Gegenstände und Vorfälle sehr zerstreut worden war. Es war gleich nach 1 Uhr in der Nacht, wie ich mich zu Bette legte. Ich war ziemlich erfroren und hatte mich im Bette eingewickelt, als ich in dem Nebenzimmer einen kleinen Hund winseln hörte, der von ungefähr eingesperrt war. Unschlüssig, ob ich aufstehen und ihn hereinlassen, oder ob ich warten sollte, bis es ein anderer hörte, kam einer der Bedienten auf die Hausdiele, den ich deshalb rief, der es aber nicht hörte. Kurz, ich war schon entschlossen aufzustehen, als ich die Türe öffnen hörte und der Hund in Freiheit gesetzt ward. Wie dies kaum geschehen war

und ich, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick an das Kartenspiel dachte, was ich in der Gesellschaft gespielt hatte, über dessen Ausgang ich Reflexion machte, so hörte ich im Zimmer ein Klopfen, als wenn jemand mit einem Finger auf die Leisten der Panelung klopft, obgleich keine solche im Zimmer war; und dies Klopfen ging im ganzen Zimmer herum und war abwechselnd mit einem Geräusch verbunden, das dem ganz ähnlich war, wenn man die eine platte Hand unter der andern stark wegstreicht. — Meine Lage im Bette dabei war mit dem Gesicht gegen die Wand. Ohne daß ich im mindesten dadurch beunruhiget ward oder nur entfernt den Gedanken hatte, daß dies ein unnatürliches Geräusch oder gar Vorbedeutungen von meiner kranken Mutter sein könnten, an die ich auch im Augenblick gar nicht dachte, glaubte ich, es wären Ratten oder Mäuse und wunderte mich über die große Menge, die im Zimmer sein müßte, welche ich doch niemals vorher bemerkt hatte, ob ich gleich schon einige Wochen darin logiert hatte. Von diesen Gedanken eingenommen, klopfte es, mit dem bemerkten Geräusch begleitet, an der Wand, dicht vor meinem Gesicht, so daß ich glaubte, weil ich in dem Wahn der Ratten und Mäuse stand, daß mir solche ins Gesicht springen würden. Ich kehrte mich daher im Bette nach der andern Seite hin und ward darauf in einer Entfernung von einem Schritte von meinem Bette eine weiße Dunstfigur gewahr, die in einer gebückten Stellung stand (wie auch damals die Stellung meiner kranken Mutter war), mir den Rücken zugekehrt hatte und mich mit bei Seite gedrehtem Kopf ansah. Ich erkannte sie sogleich für die Gestalt meiner Mutter und rief in Bestürzung: Herr Jesus, Mutter! Sie schien dies zu hören und drehte den Kopf in dem Augenblick weiter, mit einem wehmütigen Blick zu mir herum, und ich erkannte deutlich ein violettes Band das sie auf der Nachthaube hatte. Ich fuhr aus dem Bette heraus, stand auf den Füßen und sie war noch da. In eben dem Augenblick aber floh sie einige Schritte von mir weg, ich sah auf der Stelle, wo sie verschwand, einen Feuerstrahl, der vorne spitz, hinten breit und etwa $1^1/_2$ Ellen lang war, entstehen, welcher sich in einen Dunst, wie eine Wolke auflöste, immer dünner durch seine Ausdehnung ward, bis er gänzlich verschwand. Es war Mondenschein, so daß ich im Zimmer alles unterscheiden konnte. Ich war im Begriff, mich wieder zu Bette zu legen, um keine Unruhe im Hause zu machen, aber es überfiel mich ein so heftiger Schauder, daß ich es für ratsam hielt, Hilfe zu suchen. Ich hielt es für ausgemacht gewiß, daß meine kranke Mutter in dem Augenblick der Erscheinung gestorben sei, bis ich einen Tag nachher durch einen Wagen von dorther, der den Arzt abholen sollte, vom Gegenteil überzeugt wurde. Meine Tante fuhr zwei Tage nach diesem Vorfall mit dem Arzt zu meiner Mutter, und ich blieb, um mich einigermaßen von diesem Schreck wieder zu erholen, noch dort. Auf Befragen des Arztes in Gegenwart meiner Tante, wie sich meine Mutter seit seiner Abwesenheit befunden, hat sie alle Zufälle und die Zeit derselben genau angeführt, hauptsächlich aber die Nacht, wo ich die Erscheinung hatte, und die Stunde zwischen

1 und 2 Uhr, bemerkt, wo sie äußerst elend gewesen ist und gewiß geglaubt hätte zu sterben. Sie hat hierbei ausdrücklich, in Gegenwart des Arztes, ihre Schwester gefragt, ob sie nicht ihr oder mir erschienen sei; sie hätte so sehnlich und stark in den Augenblicken an uns, und besonders an mich, gedacht und gewünscht, daß ich da sein möchte, um, wenn sie stürbe, ein Beistand meines Vaters und meiner Geschwister zu sein. Auch hat sie damals ein violettes Band, wie ich es gesehen, um ihre Nachthaube gehabt, und die Wächter haben mir hoch und teuer versichert, daß sie in der Nacht und um die Zeit, als ich sie gesehen, wie tot gelegen, daß sie keinen Atemzug von ihr gehört und daher auch schon wirklich geglaubt hätten, daß sie tot wäre, bis sich nach mehreren Minuten solcher wieder eingestellt hätte. Jenes habe ich aus dem eigenen Munde meiner Tante und des Arztes.“ Die Mutter des Berichterstatters starb erst sieben Wochen nach der Erscheinung. Dieser beteuert noch bei allem, was ihm lieb und heilig sei, die volle Wahrheit seines Berichtes und versichert, daß er weder leichtgläubig noch für dergleichen Geschichten eingenommen sei. „Daher habe ich bei mir selbst die genaueste Untersuchung angestellt, ob hierzu ein Betrug der Sinne, ein lebhaftes Bild der Imagination oder sonst etwas könne beigetragen haben. Allein ich habe dergleichen nicht bei mir, nur wahrscheinlich, entdecken können. Ich hatte zu Abend wenig gegessen und gar keinen Wein getrunken, ich hatte den ganzen Tag über nicht an meine Mutter gedacht, ich war nicht im Schlafe, nicht krank, und die Geschichte selbst und die Harmonie aller dabei konkurrierenden Umstände heben, wie ich glaube, alle Einwendungen, die man hiergegen machen könnte. Aber welcher Philosoph erklärt mir diese Geschichte nach seinen einfachen und zusammengesetzten Begriffen von Geist und Körper?“ Im Anschluß daran erzählt derselbe Berichterstatter noch einen weiteren Fall von „Anmeldung eines Sterbenden“, den er als Knabe erlebt hatte, als sein Bruder starb.

Die Schilderung hinterläßt den Eindruck, daß der Berichterstatter ein intelligenter und guter Beobachter war. Unstreitig liegt eine starke telepathische Einwirkung seitens der in einer schweren Krankheitskrise liegenden Mutter auf den Sohn vor, die sich in Halluzinationen des Gesichts und des Gehörs äußerte.

Von der telepathischen Übertragung eines Traumes erzählt uns aus eigener Erfahrung der Philosoph Salomon M a i m o n im 10. Bande des genannten „Magazins“ (1793, S. 7ff.). M a i m o n (1754—1800) war ein Philosoph, der die Skepsis innerhalb des Kritizismus vertrat. Er hat an K a n t scharfe Kritik geübt und wurde von diesem 1790 als derjenige Gegner anerkannt, der ihn am besten verstanden habe. Seine natürliche Begabung und seine Talmudstudien — er war ein Jude aus Neschwitz in Litauen — ließen ihn zu besonders haarspaltendem Scharfsinn gelangen. R o s e n k r a n z bezeichnet ihn geradezu als einen rechten talmudischen Ideenspalter, als einen „Zerdenker“. M a i m o n nannte sich selbst K a n t gegenüber einen „empirischen Skeptiker“, d. h. einen Zweifler an der Wirklichkeit der

Erfahrung. Auf jeden Fall ist es bemerkenswert, einen solchen Mann, der als der Typ des mehr zersetzenden als schöpferischen jüdischen Geistes bezeichnet werden kann, über „okkulte“ Erlebnisse berichten zu hören.

„Im Jahre ...“, schreibt Maimon, „war ich Hofmeister bei einem Pächter in P., bei dem ich sowohl wegen der damaligen Hungersnot in P. als besonders wegen des armseligen Zustandes dieses Mannes und der Ungelehrigkeit meiner Schüler viel auszustehen hatte. Dazu kam noch eins, daß ich einige Tage nacheinander außerordentliche Zahnschmerzen leiden mußte. In diesem Zustande der Betrübnis und der Schmerzen schlief ich eines Abends auf meinem harten Lager ein. Es träumte mir, daß ich, ohne zu wissen wie, im himmlischen Jerusalem angelangt sei. Ein alter ehrwürdiger Mann empfing mich am Tor liebreich, führte mich nach dem Tempel des Herrn, um mir alle Merkwürdigkeiten darin zu zeigen. Ich kam in einen großen Saal, worin ich einen Bücherschrank fand. Ich griff also meiner Gewohnheit nach nach einem Buche, um es zu besehen. Sobald ich es aufmachte, fand ich gleich auf dem Titelblatt den Titel eines mir dem Namen nach schon längst bekannten kabbalistischen Buchs, und darunter den Namen Jehova mit großen Lettern. Ich blätterte darin weiter und fand überall heilige Namen und Stellen aus der Bibel nach kabbalistischer Art erklärt.

Dieses versetzte mich in einen Gemütszustand, der aus Erstaunen, Ehrfurcht und Freude zusammengesetzt war. Ich hatte darauf noch mehr Szenen dieser Art, konnte mich aber beim Aufwachen derselben nicht erinnern. Sobald ich aus diesem Schlafe erwacht war, kamen meine Schüler (die in einem entfernten Zimmer geschlafen hatten) zu mir, schauten mich (wider ihre Gewohnheit) mit der größten Aufmerksamkeit an und schienen über meinen Anblick in Verwunderung zu geraten. Ich fragte sie nach der Ursache ihres seltsamen Benehmens, konnte aber anfangs von ihnen nichts herausbringen. Da ich aber weiter in sie drang, so sagten sie mir: ihr Bruder, der Pächter des nächsten Dorfs, der gestern hier (wie er öfters zu tun pflegte) zum Besuche gekommen und über Nacht geblieben war, wäre heute morgen in ihre Wohnstube gekommen (er schlief des Nachts in einer Heuscheune, die sowohl von der Wohnstube als von meiner Studierstube, wo ich geschlafen hatte, entfernt war) und habe ihnen allen einen sonderbaren Traum erzählt, den er diese Nacht gehabt hätte, und der hauptsächlich mich anginge. Es kam ihm nämlich vor, als sähen sie mich alle nach dem himmlischen Jerusalem zugehen. Ein alter ehrwürdiger Greis kam mir am Tor entgegen, führte mich hinein und stieß sie, indem sie mir nachfolgen wollten, zurück. Sie blieben am Tor stehen, um meine Rückkunft abzuwarten; endlich kam ich wieder heraus, meine Gestalt war sehr ehrwürdig, mein Angesicht leuchtete wie das Angesicht Mosis, da er die zwei Tafeln empfing. Sie fürchteten sich, sich mir zu nähern, und waren in der größten Verlegenheit, wie sie mit mir in Zukunft umgehen sollten. Dieses, sagten meine Schüler ferner, war die Ursache, warum wir Sie mit einer solchen Aufmerksamkeit ansahen, und über Ihren Anblick unsere Ver-

wunderung äußerten. Bald darauf kam auch der träumende Bruder und bekräftigte dieses alles aufs neue. Seit der Zeit bin ich auch in diesem Hause ganz anders als vorher behandelt worden."

Der philosophische Kommentar dazu, den Maimon im Anschluß gibt, lautet: „Alle menschlichen Seelen sind gleichsam verschiedene Ausflüsse aus einerlei Quelle, sie mögen daher in ihrem gegenwärtigen Zustande voneinander noch so sehr entfernt sein, so kommunizieren sie doch in ihrem Ursprung miteinander. Diese Kommunikation ist aber zwischen einigen Seelen mehr, zwischen anderen weniger, nach dem Grad ihrer Ähnlichkeit untereinander. Die Wirkung dieser Kommunikation wird aber hauptsächlich im Schlaf, da die Seelen zu ihrem Ursprung zurückkehren (in der philosophischen Sprache würde es heißen: da die innere Seelenwirkung durch die sinnlichen Eindrücke nicht mehr unterbrochen wird) und folglich unmittelbar einander anschauen. Daher konnte dieser Mann im Traum sehen, alles was mit mir zur Zeit vorging. Wenn ich jetzt diese Sache reiflich überlege, so muß ich gestehen, daß, alle schwärmerischen Vorstellungen abgerechnet, in der Sache weit mehr stecken muß, als wovon unsere bisherige Psychologie Rechenschaft geben kann."

Maimon gesteht hier also zu, daß ihn sein Grundsatz von der Einheit des Prinzips: das Oekonomieprinzip, im Stich läßt. An anderer Stelle (ebenda S. 100) hat er seine Ansicht von der „zu einer jeden Wissenschaft erforderlichen Sparsamkeit des Prinzips" ausgesprochen, „so daß man kein unbekanntes Prinzip annehmen darf, solange die Erscheinungen aus den schon bekannten Prinzipien sich erklären lassen. Solange daher die psychologischen Erscheinungen sich aus dem Gesetz der Ideenassoziation (dem einzigen bekannten psychologischen Prinzip) erklären lassen, haben wir kein Recht, zur Erklärung gewisser Erscheinungen andere Prinzipien außer demselben anzunehmen."

Von einer anderen, nicht minder interessanten, telepathischen Traumvision berichtet uns J. D. Mauchart in seinem „Allgemeinen Repertorium für empirische Psychologie" (2. Bd., 1792, S. 116 ff.). Wir geben ihm das Wort. „Ein Beamter in einer Württembergischen Amtsstadt hatte zween Schreiber, wovon der eine als Substitut, der andere aber noch als Lehrling in seinen Diensten stand. Der Substitut war ein unordentlicher, ausschweifender Mensch, der gerne auch den Lehrling verführt und zum Genossen seiner Ausschweifungen gemacht hätte, um sich dadurch sicher zu stellen, daß sie nicht durch eben diesen jungen Menschen dem Beamten, der auf strenge Ordnung bei seinen Untergebenen hielt, verraten werden möchten. Allein der Jüngling, von Haus aus durch eine gute Erziehung und eingepflanzte gute sittliche Grundsätze gegen das Gift der Verführung gewappnet, widerstand lange standhaft. Doch, als die nämlichen Überredungen immer wiederholt wurden und er vielleicht fühlen mochte, daß er am Ende schwach genug werden könnte, nachzugeben, so wußte er sich endlich nicht mehr anders zu helfen, als daß er dem Beamten die Ausschweifungen des Substituten entdeckte und ihn bat, ihn vor seinen Verführungen sicher zu stellen.

Dadurch zog er dem Substituten strenge Verweise und Drohungen von dem Beamten, sich selbst aber, wie leicht zu erachten, den Haß des Substituten zu, der ihm nun grimmige Rache schwur.

Einst kam der Substitut in später Nacht von einer seiner gewöhnlichen Ausschweifungen betrunken nach Hause und traf den Lehrling noch außer Bette, in der Schreibstube arbeitend, an. Seine Trunkenheit, das unvermutete Antreffen des Lehrlings, den er vielleicht längst schlafend zu finden geglaubt, und von dem er nun neue Entdeckung seiner Ausschweifungen zu befürchten hatte, auch wohl der Anblick des mit seiner eigenen Lebensart so sehr kontrastierenden Fleißes des Lehrlings und sein längst gefaßter Vorsatz der Rache, das alles mochte zusammenwirken, um diesem Vorsatz gerade jetzt Leben und Ausführung zu geben. Er fuhr, sowie er ihn erblickte, mit grimmiger Gebärde auf den Jüngling zu, und nach einigen Vorwürfen über seine boshaften Verleumdungen, wie er das von dem Jüngling gewählte Rettungsmittel seiner Tugend nannte, packte er ihn beim Halse, warf ihn zu Boden und drückte ihm die Kehle so fest zu, dass der arme Jüngling schon ganz blau zu werden und die Besinnung zu verlieren anfing.

Während dies in der Schreibstube vorging, träumte die Gattin des Beamten, die eben im Wochenbett und in einem von der Schreibstube ziemlich entfernten Zimmer lag, als ob sie den Lehrling halb entseelt, mit ganz blau unterlaufenem Gesicht und dem völligen Ersticken sehr nahe, auf dem Boden liegen sähe. Erschrocken fuhr sie aus diesem Traume auf, rief ihrer Wärterin, die bei ihr wachte, erzählte dieser ihren Traum und befahl ihr, nach dem Jüngling zu sehen. Diese tat das und trat gerade um die Zeit in die Schreibstube, da ein kleiner Verzug noch dem Jüngling hätte tödlich werden können. Bei ihrem Anblick fuhr der Substitut auf und ließ den Jüngling gehen, der sich nach einiger Zeit wieder erholte und auf diese Art durch einen Traum von einem wahrscheinlichen Tode gerettet wurde."

Der Herausgeber Mauchart ist in Verlegenheit, wie er diesen Fall erklären soll. Er sagt dazu in seinem Kommentar: „Ich enthalte mich absichtlich jeden Versuchs, diese Geschichte erklären zu wollen, teils, weil wohl jeder Versuch vergeblich sein und jede Erklärung nur auf unerweisbaren Hypothesen beruhen würde, teils, weil überhaupt mein aufrichtiges Glaubensbekenntnis von Ahndungen das ist, daß ich überzeugt bin, es lasse sich weder für noch gegen das Dasein eines Ahndungsvermögens in unserer Seele etwas Entscheidendes aus der Erfahrung — a priori ohnedies nicht — vorbringen, und daß die empirische Psychologie nur durch Zusammenstellung einer Reihe von Erfahrungen zuletzt auf eine, wiewohl immer noch unvollkommene, Induktion kommen kann, welche das Übergewicht für oder wider das Ahndungsvermögen geben könnte. Allein so weit sind wir bis jetzt noch nicht."

In einem ausführlichen Aufsatz „Beiträge zur Oneirologie" hat dann Mauchart im 6. Bande seines Repertoriums (1801, S. 180) u. a. ein weiteres telepathisches Erlebnis mitgeteilt, das ihm von einer angesehenen

und geistreichen adeligen Dame eingesandt wurde. „Etliche Jahre nachher erkrankte meine ewig teure Schwester. Ihre Krankheit wurde mir so lang als möglich verhehlt, und ich sollte durch die erste Nachricht davon auf ihren für mich unersetzlichen Verlust vorbereitet werden. Da träumte mir, ich wäre mit ihr ins Grüne spazieren gegangen, über eine weite schöne Wiese hin. Plötzlich stand sie an einem Grashügel stille und sagte: Ich bin müde; ich kann nicht mehr weiterkommen, worüber ich erwachte und mir unwillkürlich ein Seufzer entfuhr. Ich schlief hierauf wieder ein, und nun träumte mir, ich wäre vor einen großen Palast gefahren, vor welchem meine Schwester mir entgegenkam, mich hierauf durch viele prächtige Zimmer führte und mir die herrlichsten Aussichten auf Gärten und lachende Gefilde zeigte. Mir war so wohl bei ihr, daß ich den Wunsch äußerte: Liebe, hier möchte ich auch wohnen. Aber sie antwortete mir: Nein, noch ist es dir nicht erlaubt, hier zu wohnen, aber einst komme ich, dich zu mir abzuholen.

Als ich wieder erwachte, so war mir nicht anders, als ob mir ein Engel zugelispelt hätte: Deine gute Schwester ist in der seligen Ewigkeit; und dies wurde mir auch wenige Tage darauf durch ein Trauerschreiben bestätigt."

Zwei weitere hierher gehörige Fälle entnehme ich einem der zahlreichen Werke, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung, zur Tilgung des Aberglaubens geschrieben wurden und mit oft recht flachem Rationalismus alle okkulten Phänomene auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen suchten. Dies geschah, wie nach dem Stande der damaligen Wissenschaft nicht zu verwundern, oft mit recht unzulänglichen Mitteln. Ein solches Buch sind die „Unterhaltungen über die auffallendsten neuern Geistererscheinungen, Träume und Ahndungen" von Gottfried Immanuel Wenzel aus dem Jahre 1800.

Wenzel berichtet hier S. 11 ff.: „Die Frau eines gewissen Herrn Kahlow in Stralsund befand sich, da ihr Mann amtshalber außer Hause war und sie ihre Niederkunft hielt, des Nachts auf ihrem Zimmer allein. Im Nebenzimmer schlief die Wärterin.

Frau Kahlow ist noch völlig munter und wird mit einem Male einen Gegenstand gewahr, der ihre ganze Aufmerksamkeit an sich zieht. Eine menschliche Figur nämlich stellt sich in der Größe eines Erwachsenen, als Türke oder Orientale gekleidet, neben die Stubentür. Die Frau, die überhaupt an Spukerei nicht glaubt, lächelt über die Figur, weil sie der Meinung ist, ihr Mann habe sich von seinen Geschäften entfernt und wolle als Maske in scherzhafter Laune sich ihr darstellen, und redet daher auch dieselbe als ihren Gatten an. ‚Ei, Kahlow,' sagt sie lächelnd, ‚was machst du?' Die Figur bleibt unverrückt stehen. Die Frau wiederholt ihre Anrede noch öfter und ernstlich, aber immer vergebens. Sie ruft endlich der in der Nebenstube schlafenden Wärterin und erhält von dieser die Antwort, daß sie gleich kommen würde. Jetzt fällt der Frau Kahlow ihr Bruder ein, der sie immer zärtlich geliebt hatte und vor einigen Jahren nach Konstantinopel abgegangen war. Bei seiner Tren-

nung von der geliebten Schwester sagte er damals unter anderen auch die Worte zu ihr: ‚Schwester, wenn ich weit von dir sterben sollte, dann überbringe ich dir selber die Todespost.‘ Selten nur hatte Frau Kahlow, nach einer mehrjährigen Entfernung ihres Bruders, so lebhaft an denselben gedacht, und unter den gegenwärtigen Umständen gar nicht, daß er ihr gerade jetzt hätte einfallen sollen. Sobald aber, wie sie in dem täuschenden Mann den abwesenden Bruder erblickt, schreit sie auch auf: ‚Ach, Leopold, mein Bruder!‘ und weg ist das Bild. Frau Kahlow erzählte diese Begebenheit ihrem Mann, der Tag und Stunde aufzeichnete. Ungefähr 18 Wochen hierauf kamen Briefe aus Konstantinopel, welche meldeten, daß an dem und dem Tage, zu dieser und dieser Stunde, der Bruder verschieden sei.“

Wenzel sieht die Geschichte als ein Werk der Einbildungskraft und des Zufalls an und sucht sie damit zu erklären, daß die Wöchnerin in einem Zustand gewesen sei, der für derartige Einbildungen disponiere.

Den zweiten Fall erzählt der skeptische Verfasser als eigenes Erlebnis (S. 44 ff.): „Mein seliger Vater praktizierte in seinen jüngeren Jahren bei einem Geschäftsmann namens Palm. Die Jahre der Praxis waren vorüber, und mein Vater trat in Dienste. Noch einige Jahre korrespondierte er mit seinem ehemaligen Anführer und erholte sich Rats bei demselben. Der Briefwechsel hörte endlich auf, und es verflossen volle 25 Jahre, daß in meinem väterlichen Hause von dem alten Palm nichts mehr zu hören war. Im Jahre 1779, als ich im September gerade zu Hause war, trat eines Morgens — es war, wenn ich mich recht erinnere, der 18. dieses Monats — ganz unvermutet mein Vater vor mein Bett und weckte mich aus dem Schlafe. ‚Ich habe sehr sonderbar in dieser Nacht geträumt,‘ sagte er, ‚und bin sehr unruhig darüber. Der alte Palm, von welchem ich dir öfters erzählte, war bei mir und sprach viel von Amtsgeschäften mit mir, küßte mich und sah mich beim Abgehen sehr wehmütig an. Ich fragte ihn nach der Ursache. Ich sterbe, war seine Antwort, und so verschwand er aus meinen Augen. Ich erwachte. Schreibe doch auf jeden Fall das heutige Datum auf. Ich besorge, der Mann ist wirklich gestorben.‘

Ich verzeichnete das Datum und den Inhalt des Traumes. 14 Tage vergingen, und mein Vater erhielt Briefe, die ihm meldeten, daß Palm am 18. September nachts 2 Uhr verschieden wäre und sich bei seinem Hinscheiden meines Vaters, den er immer sehr liebte, erinnert hatte.“

Dazu schreibt Wenzel: „Man hielt diesen Traum allgemein für bedeutend. Mir scheint er es nicht zu sein; denn die Seele meines Vaters hatte keine Data vor sich, aus denen sie hätte auf den gerade jetzt erfolgten Tod eines alten abwesenden, schon vergessenen Freundes schließen können. Daß er sterben würde, dies täglich zu erwarten, dazu berechtigte das hohe Alter des Mannes, daß er aber just in dieser Nacht sterbe, das konnte unmöglich erraten werden. ‚Aber Palm erschien ja im Traum meinem Vater und sagte ihm, daß er sterbe.‘ Bloß Spiel der Phantasie, dessen Inhalt bloß durch einen Zufall in Erfüllung kam. ‚Wie aber ent-

stand der Traum?' Ich behaupte, mein Vater habe an Palm gedacht, habe sich der bei ihm zugebrachten Jahre erinnert, und der Gedanke sei flüchtig in ihm rege geworden, daß der Greis nun wohl auch bald abtreten dürfte. Freilich wußte von alledem mein Vater nichts; aber dies beweist nicht, daß diese Ideen nicht die Vorgänger des Traumes waren."

(Schluß folgt in Heft 4.)

Psychotherapie und Okkultismus.

Von Prof. Dr. *I. H. Schultz*, Berlin, Nervenarzt.
Spezialarzt für Psychotherapie.

Unter Psychotherapie verstehen wir modernerweise nicht mehr die Anwendung einer einzelnen Methode psychischer Beeinflussung durch den Arzt, sondern die systematische Verwendung der bisher bekannten solchen zu Heilzwecken; in diesem Sinne umschließt die Psychotherapie die hypnotische und Suggestivtherapie, die rationale, hauptsächlich mit den Methoden der Aufklärung, Belehrung, Übung usw., besonders auch mit Unterstützung experimentell psychologischer Anordnungen, arbeitende Wachpsychotherapie und das Gesamtgebiet psychoanalytischer Bestrebungen aller Richtungen. Von diesen Methoden haben namentlich die erste und die letzte nahe Beziehungen zu den Problemen des Okkultismus und den okkultistischen Forschungen.

Die große und gefährliche Rolle suggestiver Einflüsse in der okkultistischen Forschung ist schon von vielen Seiten eingehend gewürdigt worden. Sie ist im Prinzip in den verschiedensten Punkten des okkultistischen Experimentierens als besonders wirksam nachzuweisen.

1. Suggestive Fälschungen der Wahrnehmungen, wofür in dem neuen Standardwerk von Dessoir „Der physikalische Mediumismus" (Berlin, Ullstein 1925) zahlreiche Belege zu finden sind. Besonders interessant ist in dieser Beziehung die Selbstschilderung eines kritischen Autors, der nach langem Warten in Rotlicht deutliche Bewegungen einer Kugel auftreten sah, die, wie exakte Fadenkreuzkontrolle unmittelbar nachher ergab, sicher nicht stattgefunden hatte.

Ganz kompliziert wird diese ganze Seite der Frage dadurch, daß, wie wir jetzt sicher wissen, auch die Selbstbeobachtung des ganz normalen Menschen in weitestem Maße durch derartige Erscheinungen kompliziert wird. Erfahrungen an ungefähr 500 normalen Menschen, die ich persönlich autosuggestiv trainiert habe, ergeben mit Sicherheit, daß wir uns hier nicht in dem abstrakten Gebiet der sog. „Einbildung" bewegen, sondern daß bei der Mehrzahl ganz normaler Versuchspersonen autosuggestive Umstellungen körperliche Organismusschwankungen darstellen. Richten z. B. die von mir trainierten Versuchspersonen ihre Konzentration auf das Blutgefäßsystem, so entstehen nicht etwa nur subjektive Veränderungen, sondern objektiv veränderte Körperhaltungen. Mit einem von der Firma Zeiß mir

zur Verfügung gestellten, noch nicht im Handel befindlichen, überaus empfindlichen thermo-elektrischen Apparate konnte ich nachweisen, daß bei derartigen Gefäßumstellungen die strahlende Wärme des lebendigen menschlichen Körpers in weiten Grenzen verändert wird. Die Versuchspersonen schildern spontan das Erlebnis der Gefäßverengerung als Kältegefühl, fast immer in dem Sinn, „es weht mich ein kühler Hauch an", die Gefäßerweiterung wird als umhüllender und strahlender Wärmestrom geschildert. Beide Beobachtungen begegnen uns vielfach als Gründe zum Mißverständnis okkultistischer Forschung. Die mit der inneren Hinwendung auf einen Körperteil verbundene aktive Blutwelle läßt durch das begleitende Wärmegefühl den Irrtum einer von außen einwirkenden Kraft entstehen und stellt deswegen von jeher ein Paradestück der Magnetopathen dar; zahlreiche Kranke haben mir berichtet, daß für sie der sichere Beweis einer besonderen Kraftbegabung eines früher behandelnden Magnetiseurs darin gegeben sei, daß sie eine deutliche strahlende Wärmeempfindung erlebten, wenn er seine Hand über ihre Körperoberfläche führte und waren je nach Einstellung überrascht oder enttäuscht, wenn ich ihnen demonstrierte, daß sie dasselbe Erlebnis ohne jeden Magnetiseur jederzeit bei sich selbst herstellen könnten. Das Erlebnis der Gefäßverengerung, der „kühle Hauch", hat bis in die letzte Zeit im Okkultismus im Sinne eines Geisterhauches mißverständliche Beachtung gefunden; in der Tat genügt eine ganz leichte Kontraktion der Blutgefäße irgendeiner Hautpartie, um die Erscheinung bei gefäßerregbaren Menschen mit stärkster Intensität auftreten zu lassen. Wer diese grundlegenden Tatsachen nicht kennt, wird hier ebenso wie im vorigen umgekehrten Falle geneigt sein, dem Innenerlebnis fälschlich eine äußere Ursache zuzuordnen. Es wäre daher dringend zu wünschen, daß die bei okkultistischen Versuchen beteiligten Kontrollpersonen genügend instruiert wären, um diese Fehlerquellen nach Möglichkeit auszuschalten.

2. Suggestive Fälschungen der Bewegungen sind weiter in einem Ausmaße wirksam, von dem sich der Fernerstehende kaum einen Begriff macht. Wir dürfen zunächst das allgemeine Gesetz formulieren, daß die intensive seelische Vergegenwärtigung irgendeiner Bewegung entsprechende, bei genauer Beobachtung oft mit bloßem Auge, in schwierigeren Fällen mit entsprechenden Anzeige-Apparaten wahrnehmbare Muskelaktionen auslöst, die nicht mit einem bewußten Willkürerlebnis verbunden sind, also, um ein jetzt viel mißbrauchtes Wort zu verwenden, „unbewußt" geschehen. Ein bekanntes Beispiel für diese Tatsache ist das von Bacon 1826 mitgeteilte kleine Experiment (nach Hilger): „Man legt eine Taschenuhr mit dem Zifferblatt gerade nach oben vor sich auf den Tisch. Zu beiden Seiten der Uhr setzt man die Ellenbogen auf die Tischplatte auf, in derselben Entfernung voneinander wie man es zu tun pflegt, wenn man seinen Kopf auf beide Hände stützen will. Man nimmt aber zwischen seine Hände nicht den Kopf, sondern vereinigt die Fingerspitzen beider Hände in freier Luft vor dem Kopfe gerade senkrecht über der auf der Tischplatte liegenden Uhr und nimmt zwischen die Fingerspitzen (etwa

der Zeigefinger) das eine Ende eines dünnen Fadens, den man so lang wählt (etwa 30 cm), daß ein Knopf oder Ring, den man an das untere Ende anbindet, gerade über dem Zifferblatt schwebt, ohne es zu berühren."

Während man den zunächst stillestehenden Ring beobachtet, gebe man sich dem Gedanken hin: jetzt wird der Ring in der geraden Linie zwischen der Ziffer 6 und der Ziffer 12 hin und her pendeln und verfolgt dann diesen Gedanken eine Zeitlang. Sehr bald schlägt der Ring die gedachte Richtung ein. Stellt die Versuchsperson sich dann auf eine andere Richtung ein, so arretiert das Pendel, um sehr bald in die neue Richtung überzugehen, ebenso beschreibt es Kreise und Ellipsen, alles nach Wunsch und Gedanken. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Wünschelrutengänger, Pendeldiagnostiker e tutti quanti sich diese kleine Banalität in ihr Tagebuch schreiben wollten! Gewiß liegt es dem modernen kritisch und psychologisch orientierten Nervenarzte gänzlich fern, als überheblicher Doktor Allwissend den gesamten Problemkreis des Okkultismus irgendwie ex cathedra aburteilen zu wollen. Die besonderen Kenntnisse und Erfahrungen seiner Tätigkeit machen es ihm aber zur dringenden, leider dem fanatisierten Okkultisten unliebsamen Pflicht, unermüdlich auf die sich aus seinem Fachgebiet ergebenden Fehlerquellen hinzuweisen. Gerade die hier liegenden Gefahren sind so besonders groß, weil dem „gesunden Menschenverstande" nichts weniger einleuchtet als der Gedanke, es wisse der normale Mensch nichts von seinen Bewegungsleistungen. Sie scheinen ihm so sehr die eigentlichste Domäne des Willensgebietes, daß ein berechtigter Zweifel an dieser Gottähnlichkeit meist verübelt wird. Andererseits bedingt es der völlig unbewußte Verlauf solcher Reaktionen, daß die Versuchspersonen zu vollem Rechte jede wissentliche Bewegungsausführung bestreiten, ja unter Eid ableugnen können. Vorschnelle Pseudokritik, der es an der nötigen Kenntnis und Erfahrung mangelt, ist dann allzuschnell mit der Annahme willkürlicher Schwindelmanöver bei der Hand. Es ist zu denken, daß *gelegentlich durch unbewußte Bewegungen von Kontrollpersonen Effekte vorgetäuscht werden können*, wenn man auch natürlich diese Annahme mit der nötigen Kritik handhaben wird. Von prinzipieller Bedeutung ist endlich noch der Punkt, daß suggestive Bewegungsmodulationen weit über die Muskeln hinweggreifen, die der bewußten Willkür engeren Sinnes untergeordnet sind, ein Punkt, der weniger für die Bewertung der Kontrollpersonen und ihrer Leistungen, als für das Verständnis medialer Leistungen von Belang ist. Die medialen Persönlichkeiten haben ebenso wie die hysterischen eine weit ausgedehntere Ausdrucks- und Einflußsphäre im Bereich ihres Organismus; Pulsschwankungen, Arbeitsleistungen der Organe mit glatten Muskeln (Magen usw.), Atemstörungen, Zitterbewegungen und vieles andere mehr, besonders auch Zustände, die auf leichte Kreislaufveränderungen im Gehirn schließen lassen, wie plötzliches Erbleichen und ohnmachtsähnliche Zustände, stehen diesen Menschen viel leichter und mehr zur Verfügung als den Durchschnittsmenschen, so daß ein gewiegtes Medium unliebsame Kontrollierungen oder sonstige lästige Situationen jeder-

zeit durch Krankheitserscheinungen äußerlich bedrohlicher Art illusorisch machen kann. Parallel damit, das sei hier nebenbei bemerkt, geht häufig eine ans Unglaubliche grenzende Einfühlungsfähigkeit für fremde motorische Leistungen. So demonstrierte mir Müller in Chemnitz einmal Kurven einer hysterischen Patientin, die in der Lage war, jede noch so komplizierte Kurve am Sommerschen drei-dimensionalen Bewegungsapparate nach kurzer einmaliger Betrachtung verblüffend ähnlich „nachzuzittern".

Für die Bewertung der Aussagen kontrollierender Personen ist endlich von erheblicher Bedeutung, daß unbewußte Bewegungen der Augenmuskeln, deren Arbeit ja einen wesentlichen Teil unserer Raumerlebnisse bedingt, als Objektbewegungen wirken, so daß ein solcher Beobachter von einer objektiven räumlichen Objektverschiebung überzeugt ist.

3. In noch viel höherem Maße als die vorstehenden kurz angedeuteten, vergleichsweise primitiveren Reaktionen sind die höheren psychischen Funktionen suggestiver Fälschung zugänglich. Das ist, wie Moll mit Recht hervorgehoben hat, zuerst in seinem ganzen Umfange von den älteren Bearbeitern des Hypnotismus und der Suggestion erkannt und dann von der modernen und angewandten Psychologie systematisch bearbeitet worden. Auffassung, Erinnerung und Aussage, Kritik und Urteilsfindung unterliegen suggestiver Einwirkung in so außerordentlichem Maße, daß nur bei einem Höchstmaß methodischer Exaktheit gröbste Irrtümer vermieden werden können. Ganz besonders stark treten solche Fehler in Kraft, wenn die in Frage stehenden psychischen Faktoren nicht auf der nüchternen Ebene besonnener Sachlichkeit, sondern auf dem wogenden Meere erregter Gefühle spielen. Unter solchen Umständen müssen wir jede nicht durch objektive Meßapparate und sofortige stenographische Protokollierung gesicherte Berichterstattung als unbeweisend bezeichnen. 1924 sind aus dem Göttinger Gerichtsärztlichen Institute gerade wieder außerordentliche instruktive Beispiele mitgeteilt. So verließ ein Straßenbahnschaffner morgens nach einem Streit mit seiner Ehefrau seine Wohnung. Sein Dienstweg führte ihn an einem Flusse vorbei; plötzlich stürzt seine Frau sich neben ihm ins Wasser, er zieht sie heraus, trägt sie in seine Wohnung, macht hier 2 Stunden Wiederbelebungsversuche und merkt erst nach ihrem Abschluß, daß seine Frau ruhig schlafend im Nebenzimmer liegt und er eine unbekannte Selbstmörderin vor sich hat. Solche Affekterlebnisse durchschnittlicher Mitbürger am hellichten Tage lassen die Reichweite entsprechender Vorgänge im täuschungsreichen Milieu mediumistischer Sensationen ermessen.

Sind so schon die Schwierigkeiten hinsichtlich der meist als „normal" angesehenen Kontrollpersonen bei mediumistischen Sitzungen außerordentlich viel größer als die treuherzigen Berichte sonst oft sehr verdienstvoller Zeugen ahnen lassen, so steigen sie hinsichtlich der Beurteilung medialer Persönlichkeiten ins Ungemessene.

Selbst die erfahrensten Hypnoseforscher sind sich z. B. darüber einig, daß es kein sicheres Kennzeichen gibt, simuliertes und echtes Trance zu unterscheiden. Ein der Hypnose nicht eben freundlich gesinnter Wiener

Psychiater hat diese Sachlage einmal durch das sehr drastische Scherzwort charakterisiert, bei der Hypnose wisse man nie, wer der Angeschmierte sei, der Patient oder der Arzt. Es wäre allerdings durchaus einseitig, diese Schwierigkeiten lediglich am Phänomen der Hypnose sehen zu wollen; wenn in einem Konzert ein Besucher den Darbietungen mit den Zeichen sichtlicher Ergriffenheit folgt, wird zunächst jeder Mensch annehmen, daß das Innenerlebnis der Haltung entspricht. So hat auch im allgemeinen der Leiter hypnotischer Versuche keinen Grund, die Echtheit der von ihm beobachteten Erscheinungen zu bezweifeln, um so weniger als ja im allgemeinen unter ärztlichen Umständen kein Motiv für eine Täuschung vorliegt. Aber gerade in diesem Punkt unterscheidet sich die ärztliche Heilarbeit prinzipiell vom Okkultismus. Sie erhebt nicht den Anspruch besonderer mystischer Leistungen oder Vorgänge, sondern strebt nur eine technische Steigerung des ärztlichen Einflusses an. Es liegt ihr durchaus fern, irgendwelche besonderen Kräfte anzunehmen oder zu suchen, es ist für sie nur wesentlich, wünschenswerte Einstellungen in der Versuchsperson tiefer zu verankern. Demgegenüber bedeutet für den Okkultisten die Trancierung den hergebrachten Weg zur Erschließung mystischer Phänomene.

Von entscheidender Bedeutung für die Verwendung der Reaktionen Trancierter ist eine ganz eingehende Kenntnis der kritischen Hypnotismusforschung. Die unerhörte Steigerung des sinnlichen und psychischen Einfühlungsvermögens, die in ausgesprochenen Fällen geradezu divinatorische Fähigkeit der Erfühlung irgendwelcher Umwelt-Tendenzen; das ungebundene Spiel schöpferisch produktiver und instinktiv primitiver Funktionen machen den Trance-Zustand zu einem ganz eigenartigen und bizarren Beobachtungsobjekt.

Darüber hinaus hat die psychoanalytische Forschung, wenn auch mit keinerlei Einseitigkeiten, die Erkenntnis erobern können, daß in ihm vielfach unbewußte Einstellungen deutlich hervortreten, ja in manchen Fällen für seine Entstehung und Ausgestaltung entscheidend sind, von deren Dasein und Wirksamkeit das Wachbewußtsein des durchschnittlichen Menschen nichts ahnt. Schon die alte Hypnoseforschung kannte eine nur dem Suggestor zuliebe gemimte Gefälligkeitshypnose und eine Hypnosesucht oder Hypnomanie mit Zügen erotischer Aufdringlichkeit. Freud verdanken wir die Erkenntnis, daß weit häufiger, als man bisher annahm, nach seiner Ansicht überall, unbewußte Triebeinstellungen das Leben bedingen. Dieser Gesichtspunkt ist meines Erachtens in der Psychologie der Medien zu kurz gekommen; es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß bei manchen Medien nicht nur die Verlockung äußerer Annehmlichkeiten oder Vorteile, sondern auch tiefe unbewußte Liebesbindung an den Versuchsleiter unbewußte Virtuosenleistungen frei machen, auf deren Konto betrugähnliche Leistungen bei wachbewußter Gutgläubigkeit zu setzen wären.

Die zweite Hauptrichtung der Psychoanalyse, die Individualpsychologie Adlers ist hier gleichfalls zu nennen. Ihr Wesentlichstes liegt darin,

psychische Reaktionen als Auswirkung unbewußten Machtwillens zu verstehen, und auch hierin scheint uns ein wesentlicher Beitrag zur Psychologie des Unbewußten zu liegen, der geeignet ist, die Berufung zum Medium, seine Willfährigkeit und Hingabe an die Leistung und seinen Haß auch gegen die lauterste und sachlichste Kritik dem Verständnis näher zu bringen. Diese Gesichtspunkte gelten nicht nur für die Psychologie des Mediums, sondern auch in hohem Maße für die vieler ihrer Vertreter und Anhänger.

Vielleicht zeigen schon diese kurzen Hinweise aus dem Berührungsgebiet psychotherapeutischer Normalerfahrungen und okkultistischer Forschung ein wenig das außerordentliche Maß technischer und methodischer Schwierigkeiten auf diesem heiklen Gebiete. Die Frage eigentlich krankhafter Vorgänge ist in diesem Zusammenhang absichtlich außer acht gelassen, um sie einer späteren gründlicheren, zusammenhängenderen Darstellung vorzubehalten.

Verschiedenes.

Verbot der Bildung einer Gesellschaft für Medienforschung.

Ich kann dem Standpunkt des Kollegen W a g n e r v o n J a u r e g g nicht beitreten. Die Begründung, die für die Verwerfung des Einspruchs der Gesellschaft für Medienforschung gegeben wird, ist an sich durchaus zutreffend. Besonders in Wien (aber nicht nur in Wien), herrscht eine „hypnotische und spiritistische Seuche". Zweifellos ist auch die Frage, ob gesundheitliche Gefährdung in Betracht kommt, zu bejahen. Wie immer man sich aber den okkulten Erscheinungen im engeren Sinn des Wortes gegenüber einstellen mag, so ist eine Gleichsetzung des Spiritismus mit den angeblichen Erscheinungen des Mediumismus unstatthaft. Wir bezweifeln wohl, daß eine „Gesellschaft für Medienforschung", der nur Anhänger der umstrittenen Fragen angehören, an sich geeignet ist, diese w i s s e n s c h a f t l i c h zu klären. Eine Geistesrichtung (auch wenn sie auf abwegigen Ideen fußt) kann aber durch behördliche Verbote nicht unterdrückt werden. Wir bezweifeln weiter, ob einem solchen Verbot praktischer Wert zukommt; dagegen hat es sicherlich d i e Folge, daß die bestehenden Gegensätze verschärft werden. Der e i n z i g e Weg, weiter zu kommen, scheint mir, worauf ich immer wieder verwiesen habe, nur der zu sein, daß theoretischer Zank und Streit beendet wird, und an seine Stelle g e m e i n s a m e , w i s s e n s c h a f t l i c h e F o r s c h u n g tritt. Je ablehnender sich die wissenschaftlichen Kreise verhalten, desto dunkler werden die Pfade sein, auf denen die psychologisch nicht geschulten unkritischen Laien wandeln. Diese Erwägungen sind u. a. für mich maßgebend, gegenwärtig die Gründung von forensisch psychologischen Gesellschaften anzuregen (ähnlich der in Hamburg seit 1910 bestehenden), die e i n e ihrer Aufgaben in vorurteilsloser Prüfung des „Mediumismus" sehen sollen.

Prof. Dr. med. A. A. F r i e d l ä n d e r , Freiburg i. Br.

Neues über Dunkelseancen.

„Mehr Licht" will der Skeptizismus.

„Dunkelheit", höchstens vom schwachen Rotlicht kaum entdunkelt, verlangen die Medien: denn sonst gelingen die „Seancen" nicht. Diese Gegensätze scheinen unüberbrückbar und doch lassen sie Hoffnung auf Verständigung.

Es gibt eine Dunkelheit, bei der man nichts sehen, aber gut photographieren kann und noch mehr: manche Stoffe auf ihre Zusammensetzung erkennen.

Diese merkwürdige Dunkelheit wird erzeugt durch die Quarzlampe der Quarzlampengesellschaft m. b. H. in Hanau, in Verbindung mit dem Diagnose-Ansatz zur bekannten künstlichen Höhensonne. Erstere ist fast überall bei Ärzten zu finden; es dürfte also keine Schwierigkeit machen, eine oder besser zwei derselben zu medialen Versuchen leihweise zu beschaffen. Erforderlich wäre nur noch der Erwerb eines bzw. zweier Exemplare des Diagnose-Ansatzes mit dem Dunkelfilter, die zum Preise von 82,50 Mk. geliefert werden.

Als Lichtquelle der Höhensonne dient eine Quarzquecksilberlampe, die reich an ultravioletten Strahlen ist. Filtriert man diese mit dem neuen eigenartigen Filterglase heraus, so wird fast alles sichtbare Licht ausgelöscht und nur Licht von der Spektrallinie 400 λ und darunter durchgelassen. Diese Wellen liegen jenseits der Sichtbarkeitsgrenze des Auges; sie sind aber von großer photographischer Energie.

Leider wird dieses Licht vom Glase absorbiert, also nicht durchgelassen. Gewöhnliche Objektive, auch die der besten Marken, können in diesem Falle nicht gebraucht werden.

Dafür bietet aber vollkommenen Ersatz das Quarzobjektiv. Seit mehr als 20 Jahren bediene ich mich eines solchen mit sehr gutem Erfolge, wobei ich eine Bogenlampe mit vorgeschaltetem Wood'schen Filter als Lichtquelle verwendete. Dasselbe kann natürlich nicht visuell auf der Mattscheibe eingestellt werden, sein ultravioletter Strahlenfokus ist fürs Auge unprojizierbar, dafür bedient man sich einer Einstellskala, die man entweder berechnen oder experimentell bestimmen kann. Eine Arbeit, die nicht jedem liegt.

Es ist mir gelungen, die bekannten optischen Werke Ernst Leitz in Wetzlar zu veranlassen, zu ihrer vorteilhaft bekannten kleinen „Leica-Kamera“ ein passendes Quarzobjektiv zu berechnen und herzustellen, mit einer Einstellskala von 1 Meter an bzw. ein Triplet aus Uviolglas. Diese bequeme Zwergkamera arbeitet mit den überall erhältlichen Kinofilms und zwar mit Stücken von 1,60 m Länge, welche 36 Aufnahmen Raum geben. Die Bilder haben 24 × 36 mm Größe, sind äußerst detailreich und lassen sich bis auf das Zehnfache vergrößern, ohne daß das feine Korn des Films störend auftritt. Zu jedem Apparate werden 3 Rollfilm-Kassetten mitgeliefert; man hat also für eine Sitzung 108 Platten zur Verfügung, auf welchen man ein fast lückenloses Protokoll photographisch aufnehmen kann. Es bleibt natürlich unbenommen, ein größeres Arsenal sich zuzulegen, was bei dem billigen Preise der Spulen (1,50 Mk. für 36 Aufnahmen) keinerlei Schwierigkeiten machen kann.

Die merkwürdige Dunkelheit der Filterquarzlampe bietet aber noch eine Besonderheit: Sie erlaubt eine Menge von Konstatierungen, die bei gewöhnlichem Lichte, auch dem „hellsten“, unmöglich sind. So z. B. in Bezugnahme auf das Auftreten der Pseudopodien. Es würden diese mit Leichtigkeit von allen Kunstprodukten zu unterscheiden sein und sich, unter Anwendung besonderer Methoden, auch von der gewöhnlichen Haut abheben. Ein Blick würde genügen, festzustellen, ob angeblich telepathische Gebilde aus Seide, Wolle, Baumwolle oder Zellulose hergestellt sind und noch manches andere.

Albert Hofmann (Mehlem).

Von Gliedabgüssen in Paraffin.

Von jeher ist seitens der Spiritisten und Okkultisten der Wachs- oder Paraffin-Abguß von „Geisterhänden“ oder „teleplastischen Gliedmaßen“ als exquisites Beweisstück für die supranormale Entstehung solcher Phänomene angesehen worden. Denn nur die sich dematerialisierende Geisterhand soll imstande sein, die Paraffinform abzustreifen, ohne sie zu sprengen. In neuerer Zeit hat insbesondere Franek-Kluski derartige Phänomene produziert, von denen

Dr. Geley in mehreren Veröffentlichungen Kunde gegeben hat. Ohne an der Echtheit der Kluskischen Paraffinabgüsse zu zweifeln, hat Geley in seiner „Revue Métapsychique" (1923, Nr. 2) doch zugegeben, daß es an sich möglich sei, die „metapsychischen Moulagen" nachzuahmen. Denn ein Paraffinhandschuh, der durch Eintauchen der Hand in geschmolzenes Paraffin entsteht, ist zunächst, so lange er noch im Erkaltungsprozeß nahezu zähflüssig ist, so elastisch wie ein solcher aus Kautschuk und kann infolgedessen, in kaltem Wasser abgeschreckt, ohne daß die Form gesprengt würde, von der Hand abgezogen werden, ehe er erhärtet. Sir Arthur Conan Doyle, der bekanntlich ein enragierter Spiritist geworden ist, hat über diese Frage mit dem Londoner Anatomen Sir Arthur Keith diskutiert, und letzterer hat nunmehr mit vollem Erfolg eine Probe aufs Exempel gemacht. In seinem Laboratorium im Royal College of Science hat Keith nach dem üblichen Verfahren bei mediumistischen Sitzungen Paraffinabgüsse herstellen können, die genau so aussehen, wie die von Kluski produzierten. Die Londoner illustrierte Wochenschrift „The Sphere" (Nr. 1330, vom 18. Juli 1925, S. 79) veröffentlicht 6 Abbildungen, die die verschiedenen Stadien der Entstehung dieser „Paraffinhandschuhe" darstellen, nach Photographien aus dem Laboratorium Keiths, dessen Assistentin die Versuche ausgeführt hat. Die Abbildungen zeigen deutlich das Verfahren: 1. Die Assistentin taucht ihre Hand in ein Gefäß mit geschmolzenem Paraffin, das auf Wasser von etwas mehr als Bluttemperatur schwimmt. 2. Der Paraffinhandschuh auf der Hand. 3. Die Hand im Paraffinhandschuh wird in kaltes Wasser getaucht. 4. Das kalte Wasser befreit die Hand von der anhaftenden Paraffinform, welche (5.) von der Hand sogar bei leicht abgebeugten Fingern abgezogen werden kann. Das 6. Bild stellt drei Paraffinhohlformen dar. Bei der Wahl eines Paraffins (Weichparaffin) mit geeignetem Schmelzpunkt — dieser schwankt zwischen 27° und 60° — und mit einiger Sorgfalt lassen sich auf diese Weise, wie Keith nachgewiesen hat, sehr schöne Paraffinabgüsse ohne Bemühung metapsychischer Hilfen herstellen.

Graf Klinckowstroem.

Pro Domo.

Am Fuße der zweiten Umschlagseite von Heft 1 und 2 unserer Zeitschrift stand eine kleine Notiz, die inhaltlich sicher insofern berechtigt war, als sie zum Ausdruck bringen wollte, daß unser Blatt als erstes und einziges in Deutschland beiden Lagern der okkultistischen Forschung unparteiisch zu dienen und ausschließlich Wissenschaft zu treiben, nicht aber einen bestimmten Standpunkt zu verfechten suche. Weil man aber aus jener Notiz vielleicht auch die (nicht gemeinte) Absicht herauslesen konnte, daß wir nicht bloß ein Anderssein, sondern auch ein Bessersein für uns in Anspruch nahmen, so wurde sie von okkultistischer Seite abfällig kritisiert; besonders unwillig hat sich Herr Dr. Edgard Dreher in der „Zeitschrift für Parapsychologie" (Februar 1926, S. 118) darüber geäußert, indem er sie als Eigenlob charakterisierte. Es ist nun wohl durchweg bei Büchern und Zeitschriften üblich, daß die Umschlagsseiten (abgesehen von Inhaltsangaben und Mitarbeiterverzeichnissen) Herrschaftsbereich des Verlages sind; die Empfehlungen und Ankündigungen, die dort abgedruckt werden, bekommt der Autor oder Schriftleiter gewöhnlich erst nach der Drucklegung zu sehen, sie können also auch nicht seine Gesinnungen oder Ansprüche widerspiegeln. Obgleich uns also die Sache wenig angeht, haben wir doch den Verlag ersucht, den Stein des Anstoßes zu entfernen. Nachdem wir so unserseits das Erforderliche getan haben, sollte Herr Dr. Dreher das Seinige tun, indem er erklärt, was er sich, oder der Zeitschrift für Parapsychologie, oder der Sache des Okkultismus im Allgemeinen durch diese Aufbauschung einer unscheinbaren Verlagsnotiz zu nützen glaubte.

Die Schriftleitung.

Referate und Zeitschriftenschau.

Psychologie und Medizin,

Vierteljahrsschrift für Forschung und Anwendung auf ihren Grenzgebieten. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart.

Diese zur gleichen Stunde geborene Zwillingsschwester unserer Zeitschrift hat soeben ihr erstes Heft erscheinen lassen. Als Herausgeber zeichnet Dr. R. W. Schulte, Berlin. Ihm zur Seite stehen Prof. R. Sommer-Gießen, Prof. E. R. Jaensch-Marburg, Geheimrat A. Moll-Berlin, Prof. W. Wirth-Leipzig, Prof. R. H. Goldschmidt-Münster.

In unser spezielles Interessebereich fällt der Aufsatz „Okkultismus und Psychologie", von A. Moll, der zu dem sog. Moll-Prozeß Stellung nimmt. Folgendes dürfte den meisten Lesern noch neu sein: Die Kontrollpersonen, die das Medium während der bekannten Reifen-Sitzung beaufsichtigt hatten, behaupteten, sie selbst hätten die Hände des Mediums festgehalten, nicht sich von seinen Händen halten lassen, was insofern wichtig ist, weil das Medium viel leichter eine Hand befreien kann, wenn diese die Hand des Kontrollierenden deckt. Nun zeigte es sich aber, daß die betr. Kontrollpersonen sich selbst nicht darüber klar waren, ob sie oder das Medium tatsächlich der festhaltende Teil waren. Als vor Gericht die betr. Sitzung dramatisch „gestellt" werden sollte, beging die eine Kontrollperson den Fehler, ihre Hand vom Medium halten zu lassen. Und eine andere Sitzung ist photographiert worden, das Bild aber zeigt, daß das Medium die Hand des einen Nachbars hält, während beim anderen Nachbar seine Hand wenigstens oben liegt, was auch verdächtig ist.

Dr. Rob. Werner Schulte bringt eine umfangreiche Arbeit über seine Nachprüfung des Elektro-Diagnoskops. Der ukrainische Arzt Dr. Z. Bissky hatte diesen Apparat erfunden, um Stellen der den Schädel umgebenden Haut ausfindig zu machen, die für elektrische Reize besonders empfindlich sind. Er nahm an, daß bestimmte Reflexstellen bestimmten Organen, Krankheiten, geistigen Eigenschaften und Begabungen (wie Organisations- und Kombinationsgabe, Faulheit, Mystizismus) zugeordnet seien, ja ursprünglich hat er wohl, ausgehend von der Phrenologie, angenommen, man könne mit Hilfe des elektrischen Stroms durch den Schädel hindurch die den betr. Organen oder Eigenschaften entsprechenden Hirnzentren unmittelbar abtasten. Schulte verwirft diese etwas phantastische theoretische Grundlage der Erfindung, stellt aber durch genaue Untersuchungen an mehr als 300 Versuchspersonen fest, daß die Ergebnisse der elektrodiagnoskopischen Prüfung sich so genau mit denjenigen der Selbstanalyse der Versuchspersonen, der äußeren Beobachtung, der psychologischen Testprüfung decken, daß ein Zufall als ausgeschlossen angesehen werden muß. Diagnoskopprüfung und Eichungsfeststellung wurden so völlig getrennt vorgenommen, daß nach Schultes Ansicht jede Suggestion bei Versuchsperson wie bei Prüfungsleiter vermieden war, bei der Diagnoskopprüfung wurden immer nur die Zahlen der Reaktionsfelder, nicht deren Bedeutung genannt. Wie die Übereinstimmung zustande kommt, muß die Zukunft lehren, vorhanden ist sie auf jeden Fall.

R. Baerwald.

Revue métapsychique, Jahrg. 1925.

Nr. 1. Januar/Februar.

Eugène Osty: Experimentaltelepathie.

Gelegentlich der Übernahme der Direktion des internationalen metapsychischen Instituts gibt Verfasser seine Gedanken über die Vorführungen und die Untersuchungsmethoden dieser Wissenschaft. Er behandelt kurz die Geschichte dieser Versuche — ohne irgend eines deutschen Namens Erwähnung zu

tun. Er bedauert, daß die Experimente so wenig Erfolge aufweisen gegenüber den spontanen Äußerungen. Nach seinen Erfahrungen sind die Ergebnisse der gewerbsmäßigen Hellseher mehr auf Telepathie zurückzuführen. Neues zum Gegenstande bringt er nichts.

Dr. Geleys letzte Experimente mit dem Medium Kluski.

Sie entfernen sich in keinem Punkte von den üblichen Seancen. Lichterscheinungen (bis zu 5-Fr.-Stücken große Sterne!) Ozongeruch, andere Parfüms; leuchtende Hände, Paraffinabgüsse u. dgl. (Ob der angebl. Ozongeruch nicht mit Phosphorgeruch verwechselt ist?)

Der automatische Tanz (Charles Richet).

Drei Fälle werden berichtet, in denen Frauen plötzlich eine Art von priesterlichen Tänzen aufzuführen sich „genötigt" sahen. Verf. bittet um Mitteilung ähnlicher Beobachtungen.

Nr. 2. März/April.

Eugène Osty: Ludwig Kahn, ein Mann mit außernormalem Erkenntnisvermögen. (Vgl den Aufsatz von Geh. Sanitätsrat Dr. A. Moll in diesem Heft.)

Dr. Geleys Versuche mit Ossowiecki im Juni-Juli 1924.

Mit großer Ausführlichkeit werden interessante Versuche über das Lesen eingeschlossener Schriftzüge, die mit sympathischer Tinte geschrieben waren, erzählt, die aber den allgemein bekannten keine neue Note geben.

G. Charpentier: Versuche mit Ossowiecki.

Eine kleine Zeichnung wird richtig gelesen.

F. Regnault: Spontane Telepathie.

Ein Wahrtraum, der erlaubte, das Datum eines Todesfalles festzustellen.

E. Osty: Ein entlarvtes falsches Medium.

Es wurde einmal mittelst eines Tupfens Karmin festgestellt, daß das Medium die Erscheinung schauspielerte, und dann wurde es an der erscheinenden Hand festgehalten.

Nr. 3. Mai/Juni.

Charles Richet: Nekrolog auf Flammarion.

Eugène Osty: Ludwig Kahn, ein Mann mit außernormalem Erkenntnisvermögen (Schluß aus Nr. 2).

A. Rouhier: Metagnomische Experimente.

Dies Wort bedeutet übersinnliche Erkenntnis und ist von Emil Boirac geprägt.

Ausführliche Beschreibung eines phantastischen „Haschischrausches", wobei wunderbare Farbenspiele und Erscheinungen aller Art abwechseln, erzeugt durch Einnehmen eines Extraktes von Echinocactus Williamsi, einer mexikanischen Kaktusart; der Name des Produktes ist Peyotl, ein aztekisch spanisches Wort[1]). Das Einnehmen des Präparates (Chloroformextrakt, eingedickt enthaltend 37% des „Alkaloids", Dosis 2 g in 8 Pillen geteilt a 0,25 g) erzeugt zuerst eine angenehme Erregung, dann in dunklem Zimmer Visionen von wunderbarer Schönheit und unbeschreiblicher Farbenpracht, die je nach der Dosis schneller oder langsamer sich abspielen. Diese „Trunkenheit" ist weder unangenehm noch drückend; am andern Morgen folgt kein „Kater", das Gesehene bleibt klar und bestimmt im Gedächtnis. In dem Erregungszustand soll Hellsehen und Telepathie auftreten.

---

[1]) Eine andere Pflanze, deren Extrakt telepathische Eigenschaften erweckt, ist die Hoemadictyon Amazonicum, welche in Südamerika vorkommt. Das zum Einnehmen dienende Produkt heißt Yage, es erzeugt eine visionäre Trunkenheit, reich an übernormalem Erkennen.

Dr. Fr. Moutier: Zwei Fälle von Metagnomie.

a) Eine von Migräne geplagte Dame leidet unter plötzlichen Anfällen von Lethargie, dauernd wenigstens 20 Minuten bis 2—3 Stunden. Phantastische Träume, sehr bunt und bilderreich, beginnen, dann folgt eine Periode des Hellsehens, in der allerlei für ihre Umgebung sehr wenig erbauliche „Indiskretionen und Pikanterien" enthüllt werden.

b) Eine andere Dame, von leichten Kopfschmerzen und Magenstörungen geplagt, hat Wahrträume, die niemals trügen. Sie sieht Todesfälle voraus und beschreibt sie mit Details; außerdem Unfälle, z. B. Wagenunfälle, Gebrauchsunfähigkeit eines Lifts, Reise usw.

c) Dr. E. Osty: Metagnomie und experimentale Psycho-Physiologie.

Ausführlicher philosophischer Exkurs über die vorgenannten Fälle. Die Metagnomie kann entstehen durch Medikamente, wie Peyotl, Chinin, Morphium usw., durch krankhafte Erscheinungen, sie kann auf erblicher Veranlagung beruhen. Vielfach ist beobachtet, daß gute Metagnome, beider Geschlechter, in sexueller Enthaltsamkeit leben (übrigens bereits früher festgestellt. Ref.). Die Pythia und andere geheiligte Wahrsagerinnen waren zu einem keuschen Lebenswandel verpflichtet. Man denke auch an die bekannten christlichen Asketen! Zu bemerken ist hierzu, daß vielfach gute Metagnome diese Fähigkeit verloren, sobald sie in Krankheit fielen (Stainton Moses, Frau Piper, Mme. d'Espérance).

Er schließt: die Metagnomie ist eine Spezialfunktion des menschlichen Körpers, von der wir noch nichts wissen, die wir aber auf experimentelle Art erkennen können.

Nr. 4. Juli/August.

Eugène Osty: Ein Gelehrter und sein Lebenswerk.

Behandelt Charles Richets Arbeiten gelegentlich dessen Abgang von seiner Professur. Richet sprach zum letzten Male am 24. Juni über die metapsychische Wissenschaft und am 26. Juni über „die Leistungen des physiolog. Laboratoriums in den letzten 50 Jahren". Osty erläutert und ergänzt Richets Vorlesungen.

Ferdinando Cazzamali: Telepsychische Phänomene und Gehirnstrahlungen.

Seit 1912 bearbeitet C. diese Frage. Anfänglich bediente er sich des Joiresschen Stenometers, aber ohne Resultat. Die neuen Forschungen über die drahtlose Telegraphie veranlaßten ihn, sich deren Hilfsmittel zu bedienen. Er baut eine große Bleikammer, welche isoliert oder mit der Erde verbunden werden kann. Sie ist möbliert mit Bett, Tisch und Stühlen und soll den zu Untersuchenden längere Zeit aufnehmen können. Es wird genau berichtet, wie der Luftwechsel geschieht, dem Innern Speisen zugeführt werden können usw. Seine Empfänger waren 1. ein Vierröhrenapparat für Wellenlänge 300—4000; 2. ein einfacher Detektorapparat mit einem 3-Lampenniederfrequenzverstärker (1 arbeitet mit einer kleinen Rahmenantenne, 2 mit einem 2 m langen Drahte, parallel zur Bleikammer gespannt); 3. für kurze Wellen von 50—100 m mit 2 Lampenverstärkern. Da so kurze Wellen im Telephon unhörbar, bedient sich C. einer Interferenzvorrichtung; 4. ein Apparat für ganz kurze Wellen von 1—10 m mit Kreisantenne von 30 cm Radius.

C. bespricht die Grundbedingungen seiner Versuche; er behandelt seine Versuchsobjekte und untersucht die möglichen Fehler. Seine Versuchspersonen waren Epileptiker, mit paranoïder Psychose Behaftete, Neurotiker und Hysteriker.

Weder mit 1. noch mit 2. erzielt C. irgendwelche Resultate; 3. ergab ein Pfeifen und Knarren; 4. erzielte mit einem Subjekte einen gleichmäßig und regelmäßigen Säuselton, zwischendurch aber Krachtöne.

C. nennt den Apparat 4 den allerempfindlichsten aller, aber seine Ergebnisse bringen nichts Positives. Er bespricht die nun zu unternehmenden Versuche und zieht einige Schlußfolgerungen:

1. Der Mensch unter besonderen psychischen Zuständen und besonders bei Auftreten telepsychischer Erscheinungen strahlt elektromagnetische Wellen aus von der Art der Radiostrahlen.

2. . . . . . .

3. Der Sitz des psychischen Vorganges ist die Gehirnrinde; sie strahlt die sog. Gehirnradiowellen aus.

4. Diese Wellen sind sehr kurz, 100—20 m und 10—4 m lang und scheinen von variabler Länge.

5. Mit dem Apparat 3 und 4 sind sie als hörbare Wellen aufzunehmen.

6. Die Entdeckung, daß das Gehirn während des Ablaufes telepsychischer Vorgänge Radiowellen aussendet, läßt annehmen, daß diese Gehirnradiowellen einer besonderen Serie elektromagnetischer Schwingungen angehören, die unter besonderen Umständen ausgestrahlt werden.

7. C. schreibt sich die Priorität dieser Entdeckung zu.

(Viele Worte, die eigentlich nichts besagen. Anm. des Berichterstatters)[1].

Warcollier: Ein selbsttätiger telepsychischer Detektor. Ohne Interesse für ernste Forscher.

Sir William Barret. Nekrolog geschrieben von R. Sudre.

Nr. 5. September/Oktober.

Dr. Eugène Osty: Die Vorkenntnis der Zukunft. Darstellung einer psychologischen Technik für Vorführungen und ein Generalprogramm für Forschungen.

Seine Definition der Vorkenntnis der Zukunft (préconnaissance de l'avenir) lautet: Die Tatsache, Kenntnis zu nehmen von zukünftigen Ereignissen unter Bedingungen, wo die vernünftige Anwendung des Verstandes uns vollkommen in Unkenntnis läßt über die Wege. Osty will zeigen, wie man durch Versuche dieser Frage näher kommt und welche Wege sich dazu darbieten. Seine geistreichen Ausführungen bringen zwar nichts eigentlich Neues, bieten aber dem Spezialisten auf diesem Gebiete viele beherzigenswerte Anregungen. Ein Auszug aus dem reichen Materiale ist nicht möglich.

Ernest Bozzano: Mediumistische Telepathie zwischen Lebenden.

Er rügt als Fehler bei telepathischen Experimenten die Versuche zwischen „Normalen". Es muß unbedingt ein Medium als Empfänger dienen, denn „Übernormales" läßt sich auf normalem Wege von Normalen nicht erreichen. B. berichtet über telepathische Versuche, wobei der eine die Frage niederschrieb und der Empfänger in 2—4 m Entfernung und ihm den Rücken zudrehend fast à tempo die Antwort schrieb. Ein anderer Versuch berichtet über eine Unterredung mittelst Klopftisch über 208 km Entfernung. Ferner die Versuche von W. Stead, welche (nach ihm) beweisen, daß man ohne Beschränkung durch beliebige Entfernung mit Geisterpersonen verkehren kann, unter der einzigen Bedingung, sie vorher persönlich gekannt zu haben. Er zitiert längere Beweise.

Vier verschiedene Kritiken zu Cazzamalis Aufsatz in Nr. 4.

a) Andry Bourgeois. C.s Radiationen sind nicht einzig Gehirnstrahlungen, sondern ein Gemisch aller Strahlen, die jeder organische Körper ausstrahlt.

---

[1]) Es ist bei uns Mitte Oktober v. J. ein Aufsatz eingelaufen, der dieselbe Frage zum Teil mit gleichen Mitteln behandelt. Wir bringen ihn hier in Heft 3 („Zur Energetik des Wollens"). Die Schriftleitung.

b) R. Sudre bezweifelt, daß eine Faraday-Zelle überhaupt den Durchgang aller Wellen verhüten könne; auch glaubt er, Sinnestäuschungen seien nicht ausgeschlossen beim Anhören solcher schwachen Geräusche im Telephon. Auch er bezweifelt, daß C.s Strahlen alleinig Gehirnstrahlen sind. Er meint, es seien durch Muskelströme erzeugte elektromagnetische Wirkungen. Er bedauert, daß C. Medien zu seinen Versuchen verwendete, statt normaler Personen. (Sehr richtig! Ref.)

c) Henri Azam lehnt auch seine Zustimmung zu C.s Schlußfolgerungen ab. Es liegen zu viel Zweifel vor über den Ursprung der beobachteten Wellen. Die Apparate C.s seien für den freien Raum berechnet, aber nicht für den Empfang aus Isolierzellen. Self und Kapazität wurden durch diese Bleikammer geändert.

d) Paul Brenot. Auch nicht überzeugt. Ein sehr feines Empfangsgerät kann auch als Wellensender dienen! Je kürzer die Wellen sind, desto schwieriger die Handhabung. Außerdem, wenn die Wellenlänge fortwährend wechselt, muß permanent am Apparate reguliert werden.

Er glaubt an kurze, sehr kurze Wellen — aber diese sind nicht mit Verkehrs-Radiogeräten zu fassen.

René Sudre. Nekrolog auf Fr. Grunewald.

Albert Hofmann (Mehlem).

Coué-Literatur.

Otto Seeling und Dr. med. Franzmeyer: „Coué und der Couéismus". Berlin, Pyramidenverlag, 1925. Ein gut orientierendes Sammelreferat über die Wandlungen der Doktrin und die Diskussionen innerhalb der Gemeinde der Couéisten. Wir sehen, wie der größte Fehler in der psychologischen Gesamtauffassung der Hauptvertreter, die Unterschätzung der praktischen Bedeutung des bewußten Willens, im Schwinden begriffen ist. — Wie in jeder wissenschaftlichen Sekte wird auch hier die Diskussion teilweise von Leuten bestritten, die viel überschüssige Zeit für überflüssige Fragen haben. Oder soll es wirklich eine „wichtige Frage" sein, ob uns die Autosuggestion nicht allzu sehr von körperlichen und seelischen Schmerzen befreit, so daß der Patient sich mit Scheinheilung begnügt und die ethische Persönlichkeit verflacht?

Charles Baudouin „Suggestion und Autosuggestion". Vierte Auflage. Dresden, Sibyllenverlag, 1925. Von den Wandlungen, die sich in diesem Grundbuch der Coué-Schule vollzogen haben, war soeben schon die Rede. „Es handelt sich natürlich nicht darum, den Willen durch Autosuggestion zu ersetzen, sondern diese zum Rüstzeug des Willens noch hinzuzufügen." Solche bessere Einsicht ist jetzt an die Stelle jener Äußerungen getreten, die Willenskraft und Selbstbeherrschung fast wie einen Schadenstifter ansehen wollten.

Aber keineswegs sind alle Schäden geschwunden, die der Lehre noch von ihrem Jugendstadium her anhaften. Auf einige Punkte sei hier hingewiesen. In der Vorrede zur vierten Auflage fordert Baudouin, daß über die Anwendung der Autosuggestion die Heranziehung des Arztes und die Stellung einer Diagnose nicht versäumt werde, sucht also den Einwand der Kurpfuscherei zu entwaffnen. An späteren Stellen des Buches aber betont er einseitig, daß auch organische Krankheiten durch die Coué-Methode nicht nur gebessert, sondern auch vollständig geheilt werden könnten. Falls hier nicht die vorsichtige Einschränkung hinzugesetzt wird: „Solche Heilungen sind allerdings bestenfalls seltene Paradefälle", so muß der Patient daraus immer noch entnehmen, daß er die Hilfe des Arztes entbehren könne, da ihm ja Coué ausreichenden Erfolg biete.

Ferner empfiehlt B. auch jetzt noch, daß man sich für die Einflößung der Suggestion in den Zustand leichter Autohypnose versetze; auch was er über die „Selbstspannung der Aufmerksamkeit" sagt, muß beim Patienten den Glauben wecken, er bedürfe, damit die Suggestion ihre Wirkung entfalten könne, eines

neuartigen, von gewöhnlicher Müdigkeit deutlich unterschiedenen Zustandes, und dieser Glaube veranlaßt ihn, sich in Autohypnose hineinzusteigern. Nun ist aber Hypnose ohne Kontrolle eines Fachmannes ein zweischneidig Ding, und die Beobachtungen von Prof. J. H. Schultz mahnen zur Vorsicht. Tatsächlich läßt sich das Verfahren genau so wirksam mit Hilfe einfacher, üblicher Müdigkeit durchführen.

Als Geringschätzung oder gar Verwerfung des epochemachenden Baudouinschen Werkes darf man diese Bemerkungen nicht ansehen. Das Wesen der neuen Lehre beruht ja nicht, wie manche Kritiker annehmen, auf jenen Äußerlichkeiten.

Emil Coué: „Selbstheilung und Selbsterziehung durch Autosuggestion. Dresden, Carl Reisner, 1925. Das Buch ist ein Sammelwerk mit Aufsätzen von Coué, Baudouin, Mulfort, Forbes Winslow und anderen Vertretern der neuen Suggestionsschule. Das gedanklich Wertvollste darin ist vielleicht die feine psychologische Schilderung, die Baudouin von der Persönlichkeit seines Meisters Coué entwirft. Was letzterer selbst schreibt, bedeutet keine Neuschöpfung von Ideen; ein Denker und Theoretiker ist Coué durchaus nicht. Aber er probiert sich Formulierungen, Pointen, Bilder und Gleichnisse aus, die suggestiv wirken und bei ihm selbst den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Solche Ergebnisse praktischer Suggestionserfahrungen können sehr wertvoll sein, wenn auch nicht für alle und überall, denn bei jedem sitzt der „Nagel" an einer andern Stelle. Erstaunlich ist nur, daß Coué, der so gut den Wert der nuanciertesten Formulierung der Suggestion kennt, sich trotzdem einbildet, der ständige Alleingebrauch seiner gleichbleibenden, abstrakt-farblosen Formel (täglich geht's mir in jeder Hinsicht besser und besser), ohne nachfolgende spezielle Suggestionen, könne alles Erforderliche leisten. Wie kommt er zu diesem abstrusen Glauben? Erstens durch sein Vertrauen auf das Intuitive und Instinktive. „Nur nicht analysieren, sonst sind Sie verloren!", ruft er einer Patientin zu, die ihr Leiden im einzelnen schildern möchte. Geben wir dem Instinkt, dem Unterbewußtsein, durch die Allerweltsformel einen Stoß, das Detaillieren besorgt es dann von selbst! Und ferner verehrt Coué das Schlichte und Einfache. Was aber wäre schlichter als beharrliches Wiederkäuen desselben Satzes! Nun wirkt ein großer Menschenlenker allerdings viel durch Intuition sowie durch monumentale Schlichtheit und Klarheit. Also die persönliche Wirkung Coués beruht wohl auf diesen beiden Tendenzen. Aber ob unbewußtes Herausfühlen und schematische Einfachheit geeignet sind, eine allgemein anwendbare Methode zu schaffen, die der unendlichen Vielgestaltigkeit des Lebens und der Krankheiten genügt, und die wohlberechtigte Antipathie des Nervenarztes gegen alle mechanisierten und nicht differenzierenden Heilmethoden zu beschwichtigen, die der Sache des Couéismus den größten Schaden zufügt, das ist eine andere Frage. Vorteile und Fehler der Coué-Methode scheinen noch zu sehr von der, allerdings sehr merkwürdigen und sympathischen, Persönlichkeit ihres Begründers abzuhängen. Man wird den Couéismus entcouéieren müssen, um ihn zu vervollständigen.

Charles Baudouin: „Die Macht in uns". Dresden, Sibyllenverlag, 1925: Dieses ausgezeichnete, schon durch die edle Persönlichkeit des Autors eindrucksvolle Buch streift leider nur den Rand unseres Gebiets, kann also hier nur mit wenigen Worten besprochen werden. Skepsis gegenüber der Willenskraft, dem gewaltsamen Sich-selber-Zwang-Antun, dieses Hauptthema der Couéisten, bildet auch hier den Ausgangspunkt, der zu den Gedankenkreisen anderer geistiger Hauptströmungen in Beziehung gesetzt wird. „Verdränge nichts in Dir!", sagt B. im Anschluß an die Psychoanalyse. Krankheit, Bewußtseinsteilung, Instinktuneinigkeit ist Folge der Verdrängung. Und seit Rousseau gezeigt, daß das Ich sich um ungebrochene natürliche Triebe herum kristallisiert, seit man erkannt hat, daß die starke Persönlichkeit „ein gut verschnürtes Bündel kraftvoller Strebungen" darstellt, muß man auch folgern, daß man durch jeden

verdrängten Trieb einen Teil der Kraft seiner Individualität von sich abtrennt. Disharmonierende, unsoziale Triebe soll man ablenken, vergeistigen, „sublimieren", nicht ersticken wollen, wie chinesische Kaiser Räuberhauptleute zu Heerführern machten, um jede starke Kraft zu nutzen. — Soweit der Wille als berechtigt anerkannt wird, sucht B. ihn zu intellektualisieren, ihn auf reiches Innenleben, konzentriert, d. h. mit höchster Aufmerksamkeit vorgestellte Gedanken, ja auf Träumerei und Phantasiespiel zurückzuführen. Hier gewinnt B. Anschluß an den modernen Individualismus, der sich gegen die Versklavung und Veräußerlichung des großen Menschen durch Gesellschaft, Sozialismus, Demokratie, Arbeitsmechanisierung wehrt; aber der Psychologe wird diese Entthronung des eigentlichen Willenskernes nicht ganz billigen und mitmachen können.

Dr. Fritz Wittels: „Wunderbare Heilungen". Leipzig, Wien, Anzengruberverlag, 1925. Ein theoretischer Gegner Coués und Baudouins, die er an die Seite der Gesundbeter und anderer Kurpfuscher stellt. Es ist aber bezeichnend, daß selbst solche Kritiker, die der Couéschule neue Erkenntnisse und wissenschaftliche Verdienste abstreiten, an ihren praktischen Resultaten nicht zweifeln und die Zukunftsbedeutung autosuggestiver Heilmethoden anerkennen.

Dr. Emerich Décsi, Nervenarzt in Budapest: „Über Autosuggestionsbehandlung, insbesondere die Lehren von Coué und ihr Verhältnis zur Medizin und Kurpfuscherei". Stuttgart, Püttmann, 1925. Der Verfasser hält die Theorie der Couéisten für laienhaft, glaubt aber, daß bei der praktischen Anwendung der Autosuggestion schließlich alle Wege nach Rom führen, erkennt die großen Heilerfolge dieser Methode in weitem Umfange an und meint, daß wichtige Lücken in der allzu technischen, unpersönlichen, nur auf die Bekämpfung der Symptome bedachten, den Patienten mehr „erledigenden" als heilenden Praxis der heutigen Medizin durch den Couéismus glücklich ausgefüllt werden. Sein eigenes Verfahren besteht darin, daß er zunächst, mit ähnlichen Mitteln wie Coué, den Patienten in eine Art Halbschlaf versinken läßt. Dabei stellen sich leicht „Parästhesien ein, welche die Suggestibilität noch erhöhen, indem sie handgreiflich fühlen lassen, daß etwas Besonderes vorgeht." Aus diesem Zustand heraus nun soll der Patient ein scharfes, anstrengendes Training der Aufmerksamkeit vornehmen, indem er z. B. die Ereignisse des letzten Tages leise vor sich hinspricht, so ausführlich und richtig, „als ob jedes Wort sofort protokolliert würde und sein Leben davon abhänge, daß er nichts ausläßt und nicht lügt". Ist diese Leistung eingeübt, so wird in derselben Weise die Autosuggestion gesprochen, mit der größten erreichbaren Schnelligkeit, als „angestrengte und anstrengende Predigt". — Was hier angestrebt wird, ist das Gegenteil der Couéschen „Willenlosigkeit".

Besprechungen.

Heuzé, Paul: Où en est la Métapsychique. Paris, Gauthier-Villars et Cie., Editeurs, 1926. 8°, 2 Bll. und 272 S. Mit 31 Abb. im Text. Preis: brosch. franz. Fr. 18.—.

Wir verdanken dem Pariser Schriftsteller Paul Heuzé, der das Verdienst hat, die Sorbonne für die Phänomene des Mediumismus interessiert zu haben, bereits zwei gut geschriebene Bändchen „Les Morts vivent-ils?"[1]). Die neue Schrift stellt das Ergebnis dar, zu dem ihn die Frage: „Wie steht es mit der Metapsychik?" geführt hat. Heuzé ist auf die mannigfachen Theorien, die von den Metapsychikern aufgestellt worden sind, nicht eingegangen. Er beschränkt sich ganz auf die Tatsachenfrage und hat diese an der Hand typischer Beispiele ein-

[1]) Paris, La Renaissance du livre, 1921/22.

gehend erörtert, wobei er, wohl aus Mangel an Sprachkenntnissen, die deutsche Literatur auf diesem Gebiet so gut wie gar nicht berücksichtigt hat. Heuzé trennt die intellektuellen Phänomene von den physikalisch-mediumistischen und hat den letzteren einen breiteren Raum gewidmet. Den Erscheinungen der Telepathie und des Hellsehens, die er hauptsächlich an den Experimenten mit St. Ossowiecki und Ludwig Kahn erläutert, steht Heuzé nicht ablehnend gegenüber. Er gibt zu, daß diese Experimente in der Tat zu der Hoffnung berechtigen, die Wissenschaft werde hier zur Anerkennung eines neuen Tatsachenkomplexes gelangen. Anders steht es mit den sog. paraphysischen Phänomenen: Telekinese, Materialisation, Leuchterscheinungen usw. Die Versuche mit Eusapia Paladino, Eva C., Guzik, Kluski, Erto, Kathleen Goligher usw. werden in gedrängter Kürze analysiert.

Zum Thema Crookes-Florence Cook ist eine Bemerkung von Interesse, die Heuzé dem Buch von Flammarion „Les forces naturelles inconnues" (S. 462) entnimmt. Danach hat Home Flammarion gegenüber das Medium Florence Cook als eine „farceuse" (Possentreiberin) bezeichnet. Auch Home selbst, der bekanntlich von den Spiritisten gern als über jeden Verdacht des Betruges erhaben hingestellt wird, ist offenbar im Jahre 1867 am Hofe Napoleons III. in Biarritz durch Morio de l'Ile beim Betrug ertappt worden, der plötzlich Licht machte. Heuzé bezieht sich hier auf die auch von uns („Der physikalische Mediumismus", S. 113) zitierten Briefe des Leibarztes Dr. Barthez (veröffentlicht in der „Revue de Paris", 1. Jan. 1912). Home soll Geisterberührungen durch seinen geschickt aus dem Schuh geschlüpften Fuß vorgetäuscht haben. Dieses Detail wurde Heuzé auch vom Prinzen Roland Bonaparte bestätigt, der es aus dem Munde der Kaiserin Eugenie selbst gehört hat.

Heuzé kommt zu dem Schluß, daß sich die Metapsychik in einer schweren Krise befindet, die ihr aber nur heilsam sein kann. Denn die Metapsychiker werden sich genötigt sehen, weitere Anstrengungen zu machen, um endlich den strikten Beweis für ihre Behauptungen zu erbringen.

Wichtig sind vier Anhänge zum Buch Heuzés: der wortgetreue Bericht der Sorbonnekommission über die Versuche mit Eva C.; der „Bericht der 34" über Sitzungen mit Guzik; der Sorbonne-Bericht über eine Sitzungsreihe mit Guzik; und der Bericht einer Prüfungskommission über Versuche mit Erto. Diese wichtigen und aufschlußreichen Dokumente werden damit leichter zugänglich.

Ein Fehler wäre zu korrigieren: ein paar Abbildungen, die ein weibliches Medium mit Teleplasma zeigen, stellen nicht, wie die Unterschrift besagt, das Medium Maria S. (Silbert?) dar, sondern Stanislawa P.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Rudolf Tischner: „Das Medium D. D. Home". Untersuchungen und Beobachtungen (nach Crookes, Butlerow, Varley, Aksakow und Lord Dunraven). Ausgewählt und herausgegeben von Rudolf Tischner. Mit Titelbild von Home und zahlreichen Textfiguren. Leipzig, Oswald Mutze, 1925. gr. 8°, 163 S. Preis: brosch. Mk. 3.60; geb. Mk. 4.80.

Tischner hat in der vorliegenden verdienstvollen Schrift die zum Teil schwer erreichbaren Veröffentlichungen über Sitzungen mit dem berühmten Medium Daniel Dunglas Home wieder leicht zugänglich gemacht. Das ist begrüßenswert, denn die Versuche mit Home genießen bei den Okkultisten noch heute eine besonders hohe Schätzung. Crookes hat über seine Experimente mit Home in drei Veröffentlichungen berichtet: in zwei zusammenfassenden Berichten von 1871 und in der Veröffentlichung von 11 vollständigen Sitzungsprotokollen im Jahre 1889. Ferner finden wir in dem Buch einen brieflichen Bericht des Elektrikers Cr. Fl. Varley von 1868, die Sitzungsberichte von Lord Dunraven aus den Jahren 1868—70, Berichte Aksakows usw. In einer Einleitung orientiert uns der Verfasser über das Leben Homes, und in einem ausführ-

lichen Nachwort hat er die Versuche kommentiert und die gegnerische Kritik zu entkräften versucht. Wenn A. Lehmann in seinem bekannten Buch „Aberglaube und Zauberei“ (von welchem soeben die dritte deutsche Auflage erschienen ist) auf den Gegensatz zwischen Crookes' zusammenfassenden Berichten und den später veröffentlichten Sitzungsprotokollen aufmerksam macht und meint, danach hätten sich diese von gewöhnlichen spiritistischen Sitzungen nicht unterschieden, so zeiht ihn Tischner grober Übertreibung. Er weist darauf hin, daß, im Gegensatz zu den Bedingungen heutiger Medien, die Beleuchtung meistens nicht unzureichend gewesen sei, daß des öfteren von Hand- und Fußkontrolle die Rede sei, und daß namentlich bei den entscheidenden Experimenten mit dem Wage- und Hebel-Apparat die Versuchsanordnung einfach und übersichtlich gewesen sei, so daß er einen Betrug Homes glaubt abweisen zu dürfen. Auch gegen die kritischen Einwände des Referenten („Der physikalische Mediumismus“, S. 112 ff.) macht Tischner als sachkundiger und geschickter Verteidiger eine Anzahl von Beobachtungen geltend, die er für hinreichend gut bezeugt hält, um sie auf der Habenseite von Home verbuchen zu können.

In den Protokollen von Crookes finden sich allerdings mehrfach kurze Bemerkungen über Hand- und Fußkontrolle. Wir wissen aber aus der sorgfältigen und mühevollen Analyse Rosenbuschs über die Kontrollmaßnahmen bei Eusapia Paladino, daß solche kurzen Bemerkungen an sich keinen Wert haben. Denn sie sagen nichts darüber aus, ob diese Kontrolle auch zuverlässig aufrechterhalten werden konnte. Heute glaubt doch jeder Metapsychiker mit dem Trick der Hand- und Fußvertauschung ausreichend vertraut zu sein, und doch gelingt es, wie der Fall Guzik zeigt, geschickten Medien immer wieder, diesen anscheinend so einfachen Trick mit Erfolg auszuführen. Was wußte man davon zu Zeiten von Crookes? Wie wollen wir heute behaupten können, man habe sich damals dagegen zu sichern gewußt? Die Crookesschen Protokolle hinterlassen im übrigen den Eindruck, daß Home meistens nicht kontrolliert war und sich nach Belieben im Zimmer umherbewegte und überhaupt selbst die Art der Phänomene bestimmte. Bei diesen Sitzungen herrschte offenbar eine Atmosphäre vollen Vertrauens, Home war mit Crookes befreundet und redete ihn bei seinem Vornamen an. Immerhin sind Phänomene geschildert, deren Zustandekommen auf taschenspielerischem Wege nach den Berichten nicht ersichtlich wird. Dürfen wir uns darauf verlassen, daß die Berichte genau das wiedergeben, was sich wirklich ereignet hat? Man versuche doch einmal, Vorführungen eines Magikers zu schildern, die man nicht durchschaut, und man wird sie ebenfalls unerklärlich finden. Dennoch hat Referent in seinem Kapitel über Home (a. a. O.) der Tatsache, daß manche Phänomene über taschenspielerische Möglichkeiten hinauszugehen scheinen, Rechnung getragen und sein Endurteil in einem „non liquet“ gipfeln lassen. Nun macht aber Fournier d'Albe in seiner Biographie von Crookes Angaben, die uns an der Qualifikation von Crookes als Beobachter mediumistischer Phänomene doch ernstlich zweifeln lassen müssen (siehe hier die Besprechung in Heft 1, S. 80). Freilich haben wir es heute nach mannigfacher Aufdeckung mediumistischen Raffinements, von dem Crookes noch keine Ahnung haben konnte, leicht, ihn zu verurteilen. Wir müssen es ihm schließlich zugutehalten, worauf auch Tischner gelegentlich hinweist, daß seine Versuche die ersten waren, die überhaupt eine ernsthafte Untersuchung der fraglichen Erscheinungen bezweckten. Aber können diese Versuche heute noch Anspruch darauf erheben, daß wir die Ergebnisse als unantastbar gelten lassen? Gewiß nicht! Wie die Phänomene zustandegekommen sind, läßt sich heute nicht mehr aufklären, und wir können nach meinem Dafürhalten nichts tun als bestenfalls bei einem non liquet bleiben. Homes Phänomene erwecken auch zu stark den Eindruck taschenspielerischer Kunststücke und erscheinen ebenso sinn- und zwecklos, wie die der heutigen Medien. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Home im Jahre 1867 in Biarritz offenbar bei Betrug ertappt worden ist (siehe hier die Besprechung des neuen Buches von

Paul Heuzé, S. 232. Mag man also auch Tischner darin recht geben, wenn er zum Schluß sagt, die Halluzinations- und die Betrugshypothese reichten nicht aus, um die berichteten Phänomene Homes restlos zu erklären, so erscheinen uns dennoch die Berichte nicht sicher genug, um „den Großteil der Phänomene" als echt ansprechen zu dürfen, wie Tischner es möchte.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Dr. Gustav Geley: „Vom Unbewußten zum Bewußten". Ins Deutsche übertragen und mit einem Nachwort versehen von Rudolf Lambert, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1925. Preis geb. Mk. 10.—.

Geley setzt die medialen Erscheinungen im weitesten Sinne des Wortes, einschließlich der Materialisationen, als erwiesen voraus und versucht sowohl diese Erscheinungen als auch die Entwicklung vom Unbewußten zum Bewußten, die wir auch ohne Rücksicht auf die parapsychischen Phänomene in der Natur beobachten können, einheitlich kausal zu erklären.

Das Bewußte ist ihm das Ziel aller Entwicklung, allen Fortschrittes (S. 225 und öfter), es ist also das Höchste und Wertvollste. Andere Stellen aber, und die ganze Tendenz des Verfassers, der an Schopenhauer und insbesondere an v. Hartmann anknüpft, bezeichnen einen „unbewußten Psychodynamismus" als das Wesentliche im All, ja, S. 70 bestimmt das unterbewußte Seelenleben nicht nur als das Verwickelteste, sondern auch als das Höchste, als das schöpferische „göttliche Prinzip"! Abgesehen von diesem Widerspruche ist folgendes einzuwenden: Die gelungensten Partien des Werkes sind jene, in denen der Verfasser es unternimmt, zu zeigen, daß die „klassischen (?) Faktoren" (die physisch-physiologischen) nicht imstande sind, die Entwicklung vom „Weniger" zum „Mehr", vom Einfachen zum Zusammengesetzten zu erklären. So setzt er denn das „Verwickelteste" an den Anfang. Da aber dieses „Verwickelteste" das Unbewußte ist, so müssen wir fragen: was ist „Mehr" und was ist „Weniger"? das Bewußte oder das Unbewußte? Die Antwort kann vom Standpunkte Geleys nicht zweifelhaft sein: Das Bewußte, denn es ist Ziel der Entwicklung. Somit erklärt auch er das Mehr aus dem Weniger, nämlich aus einem „unbewußten Dynamopsychismus".

Diesem psychisch-dynamischen Prinzip käme als unbewußt wirkendem Wesen eine innere seelische Struktur zu, deren Teleologie die Teleologie der genialen Persönlichkeit so inkommensurabel überstiege, wie das Werk der Natur das Werk des Künstlers, der ja selbst einen Teil der Natur bildet. Woher stammt jene Struktur des Unbewußten?

Ihre Existenz leuchtet so wenig als notwendig ein, daß sie vielmehr ebenso erklärungsbedürftig bleibt wie das, was sie erklären soll!

Des Verfassers Leistung besteht hier in einer höchst unkritischen Verschmelzung Schopenhauer-Hartmannscher Lehren mit einem Optimismus, den er der theistischen Philosophie eines Leibniz und Descartes entlehnt.

Dazu kommt eine ebenso unkritische Übernahme der idealistisch-phänomenalistischen Lehren von Kant-Schopenhauer über Raum und Zeit, Ignorierung oder Unkenntnis dessen, was selbst Hume und Kant über das Problem „unde malum?" erkannt haben, und eine Vermengung der wissenschaftlich fundierten, theistischen Hypothese mit dem kirchlichen Dogmenglauben. Karl Ernst von Baer und andere große theistische Naturforscher, die längst die Unzulänglichkeit der blinden Notwendigkeit erkannt und durch die Hypothese eines einsichtig notwendig wirkenden Prinzipes ersetzt haben, werden nicht berücksichtigt. — Am überzeugendsten ist die Berufung Geleys auf solche Autoren, die zeigen, daß das Neue und Schöpferische im Seelenleben (das Auftreten eines Gedankens, der künstlerische und wissenschaftliche Einfall u. dgl.) keine Parallele im Physischen findet, und somit die Seele ein unräumliches, sehr verwickeltes Ding sein müsse. O. Kraus, Prag.

San.-Rat Dr. Gustav Pagenstecher (Mexiko): „Außersinnliche Wahrnehmung". Experimentelle Studie über den sog. Trancezustand. Mit einer Einführung von Dr. Waldemar Wasielewski, Halle a. S., 1924, bei Carl Marhold. (109 S.) Preis M. 2.50.

Im Verlaufe einer hypnotischen Behandlung wurde Dr. Pagenstecher auf bemerkenswerte mediale Eigenschaften seiner Patientin aufmerksam. Es handelte sich hiebei nicht etwa um bloße Hyperästhesien, wie sie der Zustand der Hypnose öfter zeitigt, sondern — nach seiner Auffassung — um Fähigkeiten, die in das Gebiet des „Hellsehens" bzw. der „Psychometrie" gehören. — Dr. Wasielewski bemerkt in seiner Einleitung, „man möchte besonders im Hinblick auf unsere ‚zielbewußten' Skeptiker an manchen Stellen eine genauere Angabe von Einzelheiten über Anordnung und Verlauf der Versuche gewünscht haben". Dieser Wunsch ist berechtigt und wird insbesondere von Richard Baerwald geteilt, der in seinem Buche: „Die intellektuellen Phänomene" (In Dessoirs: „Der Okkultismus in Urkunden") eine ausführliche Kritik dieser mit Maria Reyes de Z. angestellten Experimente gibt. Sein Hauptbedenken gegen die Interpretation, die Pagenstecher seinen Versuchen angedeihen läßt, ist die mangelhafte Wahrung der „Unwissentlichkeit" des Experimentators. Er spricht daher von einer „Dressur der Suggestiven unter dem Einflusse der psychometrischen Theorie". Im übrigen nimmt er telepathische Einflüsse als Erklärung an („dreieckige Telepathie"), wobei allerdings die Telepathie selbst vorläufig ein ungelöstes Rätsel bleibt.

Ich wüßte den Ausführungen Baerwalds nichts hinzuzufügen.

Die Beobachtungen Pagenstechers sind zweifellos wertvoll und verdienen Beachtung; da die Dame, mit der die Experimente angestellt wurden, noch lebt, so wäre eine Fortsetzung der Versuche unter Beachtung der von Wasielewski und besonders von Baerwald gegebenen Winke vielversprechend.

Ich wage mit aller Sicherheit zu behaupten, daß sie keinen Anhaltspunkt für die spiritistische Hypothese ergeben werden.

Prof. O. Kraus, Prag.

Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn (Breslau): „Der Spuk in Öls". Beiträge zur Metapsychik in Einzeldarstellungen. Heft 1, 2. Aufl., im Selbstverlag des Verfassers.

Der berühmt gewordene Spuk in Öls, den Bohn als psychologischer Sachverständiger genau zu untersuchen Gelegenheit hatte, wird von ihm als typischer Fall eines unechten, nur auf Aberglauben und Unfug beruhenden Spuks aufgefaßt. Die Geräusche, durch die die Bewohner der betroffenen Wohnung in Schrecken versetzt wurden, ließen sich zum Teil auf ganz natürliche Ursachen zurückführen: Regenwasser plätscherte, wenn es durch das undichte Dach drang, Rauschen und Brummen entstand in der Wasserleitung, wenn in der tieferen Etage der Hahn aufgedreht wurde, das Ticken einer Uhr, die in einer anderen Wohnung an der „Spukwand" hing, wurde im höheren Stockwerk vernehmbar. Nur die Geistergläubigkeit der gequälten Familie F. veranlaßte sie, allen solchen Geräuschen mystische Ursachen unterzuschieben. Dazu kam nun der „Ulk" und Unfug, anscheinend von mehreren Seiten ausgeübt, die sich die gute Gelegenheit zur Schadenfreude nicht entgehen lassen wollten. Die meisten Spukgeräusche, die zutage getreten waren, konnte Bohn von einem unter der F.schen Wohnung gelegenen, allgemein zugänglichen Keller aus mit größtem Echtheitseffekt künstlich erzeugen; als der Keller abgeschlossen wurde, hörte der Spuk auf. Die Mitwirkung des Unfugs machte es verständlich, daß der Spukgeist Intelligenz zeigte, bei Nennung gewisser Namen stärker klopfte, mit dem Schlagen der Turmuhr Schritt hielt usw.

Psychologisch interessanter ist, daß doch auch in diesem scheinbar ganz simplen Falle Erscheinungen übrig blieben, die nicht nur auf mißdeutete objek-

tive Eindrücke oder Schabernack zurückzuführen waren, sondern auf jenes Moment hinwiesen, in dem Ref. den Kern der meisten Spukfälle sehen möchte: auf infektiöse Halluzinationen. Die Spukerscheinungen waren anfangs von deutlichem Kältegefühl begleitet, wie es so oft in der Nähe von Spukgestalten beobachtet wird: anscheinend eine aus Angst hervorgegangene Halluzination bzw. Illusion im Anschluß an motivierte Körperempfindungen. (Vgl. S. 218 dieses Heftes!) Sieben verschiedene Zeugen haben schwebende bläuliche Funken gesehen, die durch die Stube oder von einem Zimmer ins andere zogen und namentlich den jugendlichen Töchtern folgten. Ein spiritistischer Erklärer des Falles sah in ihnen die Manifestation eines Mädchenjägers, der einst im Hause gelebt und sich in ihm entleibt hatte. Legen wir diese mystische Erkärung ad acta, so bleibt die Tatsache, daß diese Erscheinung nicht gut mißdeutete Realität oder Unfug sein kann. B o h n sagt: „Ich gebe persönlich auf Lichtwahrnehmungen nichts. In Hunderten von Fällen haben Zeugen Lichterscheinungen, namentlich schwebende Funken gesehen, trotzdem durch die photographische Platte festgestellt wurde, daß nirgends eine Lichterscheinung war. Die Lichterscheinung kann eine subjektive Vorstellung der Zeugen gewesen sein.“ Sehr richtig! Infektiöse Halluzinationen sind subjektive Empfindungen, aber deswegen sind sie keineswegs Nebensachen, die vernachlässigt werden dürften. Am merkwürdigsten aber sind die Steinwürfe, die sich bei einem Spuk im Seminargebäude zu Öls zeigten, welcher als Vorgänger und Modell des zweiten Spukes in der F.schen Wohnung anzusehen ist. Es handelte sich nach Aussage eines Zeugen um faustgroße, nach der eines anderen um kleine Steine, die merkwürdig langsam angeflogen kamen, immer trafen, aber weder Schmerz verursachten, noch Beulen oder Flecke hinterließen. Wer denkt bei dieser Schilderung nicht an andere ähnlich seltsame Formen des Steinregens, bei denen etwa die Steine im geschlossenen Zimmer tagelang fallen, erst in mittlerer Höhe sichtbar werden, und niemand berichtet, wo sie bleiben, obgleich sie doch, wären sie real, schließlich den ganzen Raum füllen müßten. Offenbar handelt es sich hier überall nicht um telekinetische, sondern um infektiös halluzinatorische Erscheinungen. Daß es materiellen, auf Telekinese oder Bewußtseinsspaltung beruhenden Spuk nicht gebe, braucht nicht behauptet zu werden, aber er spielt anscheinend neben dem Halluzinationsspuk nur eine sekundäre Rolle.

Spukhalluzinationen springen oft auf Personen über, die dem ersten Halluzinanten, der den Spuk „begründet“ hat, ganz fremd sind, nie mit ihm in Berührung gekommen sind und noch nichts von dem Fluche, welcher der von ihnen betretenen Örtlichkeit anhaftet, gehört haben. In solchen Fällen kann nur die Annahme telepathischer Übertragung die Vorgänge verständlich machen. In der Tat hat Bruno G r a b i n s k i in „Neuere Mystik“ (Hildesheim 1916, S. 359—365) einer telepathischen Deutung des Spuks von Öls das Wort geredet. B o h n erwidert darauf ganz generell: „Die Fälle, in denen f e r n w i r k e n d ein Spuk von derartigem Umfange lange Zeit hervorgerufen ist, sind überaus selten. Ich möchte behaupten, daß sie in Wirklichkeit nicht existieren. Nur die Unkenntnis des Wesens telepathischer Wirkungen kann hier Telepathie annehmen. Der fernwirkende Agent müßte über eine ungeheure mediale Kraft verfügen, die ihm jederzeit zur Verfügung steht. . .Wochenlang müßte dieses Medium auf dem Posten gewesen sein. Ein solches Medium hat es nicht gegeben und kann es nicht geben.“ Sicherlich nicht. Aber eine so kindliche, den Wahnideen der Paranoiker gleichende Fassung der telepathischen Erklärung würden ihre vernünftigen Verfechter auch weit von sich weisen. P o d m o r e s Gedanke ging eher dahin, daß jemand, der an einem Orte zuerst eine Spukgestalt gesehen, durch suggestive oder telepathische Übertragung eine ganze Gemeinde bildet, deren Mitglieder jeden den gleichen Ort betretenden Neuling konzentrisch beeinflussen. Auch braucht das Spuksehen des einzelnen nicht dauernd auf solchen Übertragungen zu beruhen, sondern wer einmal auf Grund wiederholter Anregungen, nach einer oft deutlich erkennbaren Übungszeit, in den Bann der gleichlaufenden Hallu-

zinationen geraten ist. kann sie auf eignen Antrieb hin fortsetzen und weiter ausbauen. Bei dieser Annahme schwinden die von Bohn hervorgehobenen Widersprüche.

Bohns Buch gehört zu den kritischsten und methodisch reifsten, die über Spukerscheinungen geschrieben sind. Daß es trotz seiner scheinbar negativen Resultate doch neues Material für die Halluzinationstheorie des Spuks beibringt, scheint mir sehr zu deren Gunsten zu sprechen.

Richard Baerwald.

Johannes Illig: „Ewiges Schweigen?“ Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 1925.

Kritisch wissenschaftlich, mit logischer Strenge beweisend will dieses Buch nicht sein, aber ihm haftet der Zauber einer dichterisch-religiösen, versonnenen, aus eigenem Erlebnis hervorgegangenen Weltanschauung an. Eine Ekstase, die I. im Anschluß an ein großes Unglück, an den Tod seines Sohnes im Weltkriege, erlebte, hat ihn zum Mystiker werden lassen. Zwei Spukfälle, die er persönlich mit ansah, gaben seinem Denken eine Wendung zum Spiritismus. Er glaubt nicht an die Beweiskraft mediumistisch-spiritistischer Experimente, denn ihre Phänomene lassen sich restlos aus dem suggestiblen Unterbewußtsein der Medien erklären. Spukphantome dagegen, die sich meist unmittelbar an Todesfälle anschließen, bilden die Tätigkeiten und Eigenheiten des Verstorbenen ebenso genau nach wie das spiritistische Medium, sind aber von Medien und überhaupt von allen Zeugen unabhängig, weil sie sich zuweilen über Jahrzehnte, ja Jahrhunderte ausdehnen und sich in Gegenwart der verschiedensten, voneinander unabhängigen Personen zeigen. Auch deshalb ist es unmöglich, daß solche Phantome nur Gedankenbilder sind, die anwesende Menschen von der Persönlichkeit der Toten zurückbehalten haben, weil das Phantom sich manchmal neuen Verhältnissen, z. B. baulichen Veränderungen, anpaßt, die vor dem Tode des Urbildes noch gar nicht bestanden haben. (Ein fadenscheiniger Grund! Passen sich nicht auch paranoische Wahnvorstellungen allen möglichen neuen Eindrücken und Umständen an?) Die Sinnlosigkeit des Tuns der Phantome ist kein Einwand: beim Zerfall des Körpers lebt ja nicht das von festen Zielen geleitete Wachbewußtsein, sondern das träumende, übersinnliche Unterbewußtsein weiter, so daß die Tätigkeit des Spukgeistes derjenigen eines Nachtwandlers gleicht. Um die Monotonie dieses Tuns zu begründen, verbindet I. die Idee Du Prels vom Monoideismus und der Erdgebundenheit der Geister mit modernen Vorstellungen. Wie Coués Autosuggestionen, im Moment des Einschlafens zugeflüstert, die Nacht über im Unterbewußtsein weiterwirken, so können Gedanken und Wünsche, die den Geist in der Todesstunde leidenschaftlich beschäftigten, oft jahrelang nicht zur Ruhe kommen, und wie unterbewußte Komplexe zu einem neurotischen Wiederholungszwang führen, ähnlich dem Nachtwandeln der Lady Macbeth, so bewirken Sterbesuggestionen eine beständige Erneuerung etwa des Vorganges des eigenen Todes oder Selbstmordes, bis schließlich der Gedanke seine Nachwirkung abnutzt oder Gelegenheit zum Abreagieren findet. Wie letztere gesucht wird, zeigt das Streben vieler Spukphantome nach Erlösung, nach einem lebenden Menschen, dem sie beichten und mit dem sie beten können.

Ein ziemlich vollständiges Gedankengebäude! Aber es hat Risse und Spalten wie alles, was der Spiritismus baut. Beruht das Spukphantom auf ansteckenden Halluzinationen, so kann es vom einzelnen Zeugen oder Medium gleichfalls unabhängig sein. Und sind solche Halluzinationen Symptome oder Kristallisationspunkte von Komplexen, die solche Personen, die den Spuk zuerst wahrnehmen, im Unterbewußtsein tragen, so ist der Wiederholungszwang auch gerechtfertigt. In den Spukfällen, die I. beobachtet hat, spielen Erscheinungen Lebender und Figuren klassischer Gemälde eine Rolle, was sich doch am einfachsten erklären läßt, wenn wir die gesamten Phänomene für subjektive Gebilde halten. Und das Hauptbedenken: Warum sind die sichtbaren wie die hörbaren Erscheinungen des Spuks fast durchweg grauenhaft und häßlich? Würde

der Geist, wenn ein solcher vorhanden wäre, sich selber schreckeinflößend erscheinen? Nein, aber der Visionär verbindet mit der Vorstellung wiederkehrender Toten furchtbare und angsterregende Ideen, und sie spiegeln sich in den Phantomen wieder; also müssen diese wohl innerseelische Produkte der Visionäre sein.

Doch, wie gesagt, mit solchen Widerlegungen des Verstandes raubt man diesem Träumerbuche nicht seinen religiösen und poetischen Wert. Es ragt turmhoch aus der sonstigen zeitgenössischen Literatur des Okkultismus empor.

R. Baerwald.

„Revelations of a Spirit Medium." Facsimile Edition with Notes, Bibliography, Glossary and Index. By Harry Price and Eric J. Dingwall. London: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., New York: E. P. Dutton & Co. 1922. 8⁰. LXIV und 327 S. Mit Abb. Preis geb. 7/6 sh.

Die vorliegende Neuausgabe des zuerst 1891 erschienenen anonymen Buches zeigt wieder einmal den prinzipiellen Unterschied in der Einstellung englischer und deutscher Okkultisten. Die deutschen Okkultisten verschließen zum größten Teil ihre Augen für den Betrug von Medien. Sie lassen Taschenspieler zu ihren Sitzungen nicht zu und gehen Aufklärungen von dieser Seite aus dem Wege. Sie verteidigen, offenbar aus taktischen Gründen, sogar die Echtheit von Phänomenen wie derjenigen von Kathleen Goligher oder Eva C., die doch jetzt endlich aus einer ernsthaften Diskussion ausscheiden sollten. Den Engländern ist es mehr um die Feststellung der Wahrheit, um die Scheidung von echt und unecht, zu tun. Unter den Mitgliedern der Londoner S.P.R. finden sich nicht wenige, die eine taschenspielerische Ausbildung genossen haben. Denn ihnen ist es längst klar geworden, daß eine solche erst zur Beobachtung so verdächtiger Individuen, wie es Medien im allgemeinen sind. befähigt. Dazu gehören auch die beiden Herausgeber der vorliegenden Schrift. Sie vertreten mit Recht den Standpunkt, daß es für jeden Forscher auf diesem heiklen Gebiet wichtig, ja notwendig ist, sich mit den taschenspielerischen Methoden der Pseudomedien vertraut zu machen. Sie haben daher nicht nur den Text des alten Buches in anastatischem Neudruck gegeben, sondern auch noch außer einer Einleitung, kurzen Kommentaren und einem Glossarium eine sehr begrüßenswerte reichhaltige bibliographische Zusammenstellung von Büchern und Zeitschriftenaufsätzen (ca. 530 Nummern) geliefert, die zum Thema des mediumistischen Betrugs Aufklärung zu geben geeignet sind.

Das Buch ist in der alten Originalausgabe von großer Seltenheit, weil es gleich nach seinem Erscheinen bei Farrington & Co. in St. Paul, Minn., im Jahre 1891 von den amerikanischen Spiritisten und Medien aufgekauft und vernichtet worden ist. Der Verfasser, als welcher entweder Ch. F. Pidgeon oder Donovan in Frage kommen, war ein „Medium", das nach 20jähriger Tätigkeit aus der Schule plaudert und über die von ihm angewendeten Trickmethoden bei sog. physikalischen und psychischen Phänomenen genaue Aufklärung gibt und diese, wo nötig, an Abbildungen erläutert. Es ist also keine theoretische Darlegung von Betrugsmöglichkeiten; alle dargelegten Tricks sind vielmehr, wie der Verfasser betont, von ihm in seiner langjährigen Praxis als „Medium" tatsächlich und mit Erfolg angewendet worden. Das Buch bietet somit einen wertvollen Einblick in die Methoden von Schwindelmedien aus der Blütezeit des amerikanischen Spiritismus und ist auch heute noch lehrreich. Auf jeden Fall ist die Neuausgabe dankbar zu begrüßen. Und das einsichtsvolle Verhalten der englischen Okkultisten sollte ihren deutschen Kollegen zum Muster dienen.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Carl Christian Bry: „Verkappte Religionen." 4.—6. Tausend. Gotha-Stuttgart, Verlag Fr. A. Perthes A.-G., 1925. 8⁰. VIII und 250 S.

Ein originelles und geistreiches Buch! „Verkappte Religionen" nennt Verf. Bewegungen, deren Hintergründe affektbetont sind: Kommunismus und Fascis-

mus, Jugendbewegung, Zionismus, Psychoanalyse, Weltfriedensbewegung usw. Es gibt deren zahllose „von den Antibünden (mit dem Antisemitismus an der Spitze) bis zur Yoga, oder etwa von der Amor fati bis zur Wünschelrute, oder von Atlantis bis zum Vegetarianismus". Nachdem Bry in oft origineller Weise alle möglichen Bewegungen von seinem Gesichtspunkt aus unter die kritische Lupe genommen und seziert hat, hat es uns gewundert, daß er den Okkultismus (Kap. 18) nicht auch restlos als verkappte Religion erkennt. Denn besonders klar tritt die „Monomanie der verkappten Religion" in den gefühlsbetonten Polemiken der Okkultisten zutage. Verf. hat sich dadurch beirren lassen, daß hier dem Anschein nach ganz rationalistisch durchgeführte Experimente vorliegen, daß deutsche Universitätsprofessoren, wie Österreich, für die Echtheit der in solchen Experimentalsitzungen beobachteten Phänomene eintreten, und: „die Photographie spricht". Ja, sie spricht; aber dem Kenner verrät sie mehr als dem verblüfften Laien. Eines aber erkennt der Verf. richtig: wie bedeutungslos der ganze Spuk ist. „Die Erscheinungen sind übersinnlich, aber sie sind zugleich auch vollkommen sinnlos." Dies trifft aber nur die sog. paraphysischen, nicht die parapsychischen Phänomene, auf die Bry auch an der Hand von Beispielen eingeht.

Graf Carl v. Klinckowstroem.

Prof. Dr. Salzer: „Augendiagnose und Okkultismus".

Unter diesem Titel veröffentlicht Professor Dr. Salzer eine soeben im Verlag Reinhardt-München erschienene Schrift. Den weiten Grenzen, die einer solchen Untersuchung gezogen sind, wird der Münchener Augenarzt völlig gerecht, wenn man sich auch zuweilen bei der Lektüre etwas weniger Weitschweifigkeit wünschen möchte. Gerade Salzer ist aber zur Lösung dieses im höchsten Grade aktuellen Problems befähigt, weil er nicht zu den in ihrem Gesichtskreis engen und allem Neuen gegenüber ablehnenden Schulmedizinern gehört, dennoch aber Wissenschaftler und Forscher ist. Neben seinem Spezialgebiet, der Ophthalmologie. verfügt Salzer über reiches Wissen in den zahlreichen Grenzgebieten der Geschichte der Medizin und der modernen Metaphysik.

Vielfache Anzeichen, insbesondere zahlreiche Prozeßverhandlungen kleineren Formats, lassen in letzter Zeit darauf schließen, daß die Augendiagnose, d. h. die Lehre, der zufolge ein vorzeitiges Erkennen aller organischen und unorganischen Krankheiten allein aus der Iris möglich ist, sich wieder in einem seit den Tagen des berühmten Pastors Felke ungekannten Aufstieg befindet. An sich ist dieser Vorgang unschwer zu erklären: Wenn man nämlich bedenkt, daß es auch schon Augendiagnostiker gibt, die über ein mit modernsten Apparaten ausgestattetes Laboratorium verfügen, — die meisten freilich sind „höchstens mit einer Lupe bewaffnet" — so versteht man die Unsicherheit, die sich auch des gebildeten Publikums bemächtigt. Der triebhafte Zug von den alten Autoritäten weg zu neuen, geheimnisvolleren Mächten ist ja nicht nur auf diesem Gebiet ein Kennzeichen unserer Zeit.

Es ist Salzers Verdienst, das zerstreute Material zum größten Teil gesammelt und in diesem Buch vereinigt zu haben. Mit allen Mitteln der strengen Wissenschaft und exakten Arbeitsweise wird die medizinische Haltlosigkeit der Augendiagnose dargetan. Man hat allen Grund, der herkömmlichen akademischen Wissenschaft dankbar zu sein, wenn sie sich dieser Dinge endlich annimmt, und zwar mit Sorgfalt annimmt, denn deren Vernachlässigung oder hochmütige Ablehnung trägt ja nur bei zur Förderung der Scheinlehren und — man braucht sich vom medizinischen Standpunkt aus nicht zu scheuen, das Wort anzuwenden — Gaukelei, denn wer schon den Glauben an das Hergebrachte einmal verloren hat, wird sich dem Neuen um so eher zuzuneigen geneigt sein, wenn die Schulweisheit um es herumgeht und es keiner Betrachtung würdigt.

Nun hat aber diese Medaille doch auch ihre Kehrseite. Der historische und metaphysische Standpunkt fördert mehr als der medizinische das Verständnis der

Augendiagnose und läßt die, welche sie ausüben, nicht im Lichte des Betrugs erscheinen, ohne freilich ihr Vorgehen zu rechtfertigen. Betrachtet man die Entwicklung der Medizin von den Tagen an, da im Zeitalter der Hexenprozesse Horoskop, Harn- und Augenuntersuchung und dergleichen die wesentlichen Methoden des Arztes darstellten, bedenkt man dann die im engstirnigen Jahrhundert der Aufklärung eingetretene Reaktion, den Rationalismus noch der Generation unserer Väter, dann wird man eher geneigt sein, die Augendiagnostiker als Opfer einer tiefen Tradition, einer nicht unbegründeten historischen Kontinuität zu betrachten. In diesem Lichte besehen, wird man der Augendiagnose nicht einmal — ohne sie von der Schuld medizinischer Fehlleistungen freizusprechen — ein nützliches Moment absprechen können: sie trägt mit dazu bei zur Zerstörung eines Zeitalters, dessen Überwindung dringend geboten erscheint.

Und der Okkultismus? Geht man von einem ernsten und wohldefinierten Sinn dieses Begriffes aus, so hat die Augendiagnose nichts mit ihm zu schaffen. Wie mancher gute Arzt mag freilich auch der Irisdeuter stark mit den Mitteln der Suggestion und der Hypnose arbeiten. Aber das berührt die Augendiagnose im besonderen nicht. Die Augendiagnostiker sind keine Hellseher, allein ihre Resultate beweisen es, und dann beweist es schließlich auch ihre Arbeitsmethode. Denn allen bisher aufgefundenen Bedingungen des Hellsehens in jeglicher Form widerspricht es, daß der Augendiagnostiker zu jeder Tages- und Nachtzeit bereit ist, Diagnosen zu stellen, daß er nicht daran denkt, bei seinen Patienten die an ein Medium zu stellenden Ansprüche geltend zu machen usf. Daher kann nur mit Salzer die Forderung erhoben werden, daß von seiten eines ernst gemeinten Okkultismus entschieden jeder Annäherungsversuch der Augendiagnostiker abgelehnt werden muß. Dr. H. Dreyfuß.

Dr. Gustav Zeller: „Okkultismus und deutsche Wissenschaft seit Kant und Goethe". 1. und 2. Auflage. Verlag Max Altmann, Leipzig. 1922. 40 S.

Die kleine Schrift Zellers stellt einen wirksamen Protest dar gegen die Gleichgültigkeit, die die offizielle deutsche Wissenschaft gegenüber der okkulten Forschung bisher an den Tag gelegt hat. Sie betont mit propagandistischem Geschick und mit Temperament, daß es sich bei dem okkulten Material heute nicht mehr um Möglichkeiten und Vermutungen handelt, um Dinge, die man je nach Willkür annehmen oder ablehnen kann, sondern um einen mehr oder weniger geschlossenen Komplex von Tatsachen, an denen kein Forscher, keine Wissenschaft mehr vorübergehen darf. Der geschichtliche Überblick, der den Hauptteil der Broschüre bildet, beschäftigt sich weniger mit diesen Tatsachen selbst, als mit der Beurteilung, die sie von Kant bis zu Driesch und Konstantin Österreich bei den wenigen deutschen Forschern von Rang, die dieses Gebiet ihrer Aufmerksamkeit würdigten, gefunden haben. Bei den zahlreichen Literaturangaben wurde auch die Zeitschriften-Literatur in ausgiebigem Maße berücksichtigt, und mancher Fingerzeig bewährt sich dabei auch für den, der sich auf diesem Felde einigermaßen zu Hause fühlt, als brauchbar. Daß der Verfasser die Gelegenheit wahrnimmt, auf die von ihm als Spiritisten empfundene und auch in seinen anderen Publikationen des öfteren nachdrücklich betonte Unzulänglichkeit der den Spiritismus ausschließenden Erklärungshypothesen hinzuweisen, sei ihm nicht verdacht; daß er sich dem stillschweigenden Übereinkommen der deutschen okkulten Forscher, H. Durville nicht ernst zu nehmen und nicht mehr zu zitieren, nicht anschließt, sei ihm sogar gedankt. Aber die nationalistischen Entgleisungen des Schlußabschnittes hätte er sich füglich sparen dürfen. Sätze wie der folgende: „Die Deutschen, als das philosophischste Volk der Welt, wollen philosophisch und religiös, nicht bloß politisch und sozial geführt werden, um das ihnen gesteckte Ziel, ein anderes als das der übrigen, nur auf ihren eigenen Vorteil und Gewinn bedachten Völker, zu erreichen" können nur benebeln und schaden.

Eberhard Buchner.